Weihnacht voller Wunder

Kleine Geschichten für große Leute

Von Jule Marek



1. Auflage, 2025
© Jule Marek – alle Rechte vorbehalten.
Selbstverlag
julemarek.autor@gmx.de

Coverdesign: Cover and Art, Renee Rott



Grüße vom Christkind

Luca kickte auf dem Weg durch die Stadt den Ball vor sich her. Neben dem Gehsteig rauschte der Verkehr vorbei. Seine Mutter würde ihm eins hinter die Ohren geben. Sie hatte ihn oft gewarnt, wie gefährlich das war. Aber sie war ja nicht da. Selbst schuld, dass er ihrer Warnung keine Beachtung schenkte.

Wenn sie auf dem Kirchplatz kickten, warf ihnen der Pfarrer finstere Blicke zu, aber solange sie es nicht übertrieben, jagte er sie nicht fort. Der Mann wusste, dass es in ihrem Stadtviertel sonst keine Ecke gab, wo Ballspiel möglich war.

Es war nicht sehr kalt und nieselte leicht. Luca zog die Kapuze seines Hoodies über den Kopf. Er war sich darüber im Klaren, dass er seine Freunde heute und um diese Uhrzeit nicht antreffen würde, aber er hatte es in der Wohnung nicht mehr ausgehalten. Auf dem Platz, an dem die alte Kirche von außen so hübsch beleuchtet wurde, war es nachts hell genug, um am Drippeln zu arbeiten. Das klappte auch

allein. Er achtete darauf, sich in der äußersten Ecke aufzuhalten, um die Leute nicht zu stören, die auf das große Portal zuhielten.

Sein Blick blieb an den bunten Fenstern hängen, hinter denen es heute ungewöhnlich funkelte. Luca war nie drin gewesen, es hatte ihn auch nie interessiert. Seine Mutter hatte es nicht mit Religion. Kirche war für Luca der Inbegriff von Langeweile, genau wie Religionsunterricht.

Abgelenkt vom Lichterspiel verlor er die Kontrolle. Der Ball sprang zu heftig ab, rollte einer alten Frau vor die Füße und blieb unter einem der hohen Bäume liegen. Die Dame strauchelte, ihr Gehstock fiel klappernd auf den Boden und der Mann neben ihr verhinderte geradeso, dass sie stürzte.

»Verflixter Bengel, pass doch auf!«, raunzte er erbost.

Erschrocken starrte Luca sie an. Er war hin- und hergerissen, verdrücken oder Stock aufheben? Doch er war nicht feige. Er rannte hin, hob die Gehhilfe auf und hielt sie der alten Dame hin. Er sollte sich entschuldigen, aber die Worte steckten in seinem Mund fest. Er schluckte und starrte auf den Boden, den Stock vor sich wie ein Abstandshalter.

»Weißt du, was du fast angerichtet hast?«

…



Weihnachtliche Streuner

»Kommen Sie schon, räumen Sie Ihr Zeug zusammen. Ich werde zu Hause erwartet.«
Mein Chef steht neben meinem Schreibtisch und tappt ungeduldig mit dem Fuß auf.
»Es gibt so viel zu tun«, murre ich. »Durch die Schließung zwischen Weihnachten und Neujahr verliere ich enorm Zeit. Wollen Sie Ihre Entscheidung nicht nochmal überdenken?«
Mein Chef verdreht die Augen. »Wir haben diese Diskussion in den letzten Wochen oft genug geführt. Ihre Kollegen sind begeistert und samt und sonders in die Feiertage gestartet. Morgen ist Heiligabend. Schließen Sie ihren Laptop, packen Sie ihre Tasche und gehen Sie nach Hause. Es ist nur eine Woche ohne Arbeit. So schwer ist das doch nicht.«
Seit er verheiratet ist, mutiert er zum Weichei. Verärgert klappe ich den Laptop zu, raffe die Unterlagen zusammen und stopfe sie in die Tasche. Im letzten Moment fällt mir ein, das Ladekabel einzustecken. Nicht auszudenken, wenn ich den Akku über die Feiertage nicht laden könnte.

Als ich unter dem Schreibtisch auftauche, bleibe ich an der Weihnachtsdeko hängen. Eine Christbaumkugel fällt herunter und zerschellt auf dem Boden. Das ist auch so eine Änderung, die wir seiner frisch Angetrauten zu verdanken haben. Überall rieseln die Nadeln, blinken Lichtlein und in jedem Raum steht ein verdammter Duftzerstäuber, der uns von Bratapfelduft über Spekulatius bis zu Glühwein mit weihnachtlichen Gerüchen belästigt. Ich ignoriere die Scherben und stehe auf. Wenigstens von dieser Kirmes bin ich zu Hause erlöst. Ich habe nicht einmal eine Kerze aufgestellt.

Ich rufe meinem Chef ›Schöne Feiertage‹ zu - man weiß ja, was sich gehört - und verlasse das Büro. Auf dem Weg nach unten ruckle ich an dem Reißverschluss der Laptoptasche, doch das blöde Teil klemmt. Mit dem Ellbogen öffne ich die Tür zur Straße und schiebe mich hinaus. Mit dem widerspenstigen Verschluss kämpfend, stolpere ich über eine kleine Gestalt, die im Hauseingang hockt.

»Himmel Herrgott nochmal.«

Ein erschrockenes Winseln ertönt. Ein weißer Hund starrt mich mit großen Augen an, den Schwanz zwischen die Beine geklemmt. Seine Ohren vollführen eine Drehung und legen sich an den Kopf an. Ich trete einen Schritt von ihm weg, hinaus auf die Straße, dann ist mir klar, warum er im Hauseingang

Schutz gesucht hat. Es gießt in Strömen, und das, obwohl es ganz schön kalt ist.

»Hast du kein Herrchen? Oder eher ein Frauchen? Ein erwachsener Mann würde sich sicher nicht mit so einer winzigen Karikatur eines Hundes befassen. Oder bist du eine Ratte?«

Das Tier starrt mich an und rührt sich nicht.

Ich zucke die Schultern und mache mich auf den Weg zur Bahnhaltestelle. Mein Arbeitsplatz liegt mitten in der Stadt, es wäre albern, mit dem Auto zu fahren. Man zahlt doppelt so viel und braucht doppelt so lang.

Der Regen rinnt mir in den Kragen, meine Jacke durchweicht binnen Sekunden, also nehme ich die Beine in die Hand. Nach wenigen Minuten quetsche ich mich zu den anderen Leuten, die im Wartehäuschen Schutz suchen. Mein Blick wandert zur Anzeige, um herauszufinden, wie lange ich auf die Bahn warten muss, und bleibt an einem kleinen, weißen Häufchen Elend hängen. Pitschnass sieht er noch dünner und kläglicher aus. Er muss mir hinterhergelaufen sein, aber jetzt traut er sich nicht zwischen die vielen Beine unter der Bedachung. Er steht im Regen und schaut mich an.

»Ist das ihr Hund?«, fragt mich eine ältere Frau vorwurfsvoll. »Der Kleine holt sich den Tod.«

»Das ist nicht meiner. Ich habe ihn nie zuvor gesehen«, wehre ich ab.

»Und warum starrt er sie dann so hilfesuchend an?«
Ich zucke mit den Schultern. In dem Moment kommt die Bahn. Als sich die Türen öffnen, dränge ich mich gemeinsam mit den anderen ins Trockene. Ich bleibe gleich neben der Tür stehen, weil ich nur drei Haltestellen fahre.
Kurz bevor die Türe schließt, hüpft der Hund herein. Er dreht sich einmal im Kreis, dann setzt er sich direkt vor meine Füße und fixiert mich unverwandt.
»Das ist doch ihr Hund« zischt die Alte. »Sie wollen bloß die Fahrkarte nicht bezahlen.«
…



Glitzernde Weihnacht





Malte stand bis zu den Knien im Tiefschnee und reckte sich. Er war mit seinen neun Jahren groß gewachsen, doch die Spitze des Tannenbaums erreichte er nicht. Er sah sich um, ob etwas herumlag, das als Hocker oder Leiter taugte, konnte aber nichts entdecken.

Frustriert betrachtete er den Baum. Er hatte ihn ausgewählt, weil er weder klein noch groß war. Seine Zweige waren dunkelgrün und dicht, der Stamm gerade gewachsen. Er war ihm zwischen den anderen Tannen sofort ins Auge gestochen, als ob er eine besondere Ausstrahlung hätte.

Er hatte den Schnee von den Ästen geschüttelt und Lebkuchen und Nüsse drangehängt. Die hatte er im Kinderheim von den Tellern stibitzt, die in der Kaffeepause im Esszimmer standen. Er hatte immer nur ein paar genommen, damit es nicht auffiel. Außerdem hatte er seinen ganzen Nikolausteller aufgehoben. Er hatte nicht ein Stück davon gegessen. Die Aufhänger hatte er aus einer roten Kordel gewonnen. Sie hatte in der Kapuze seines Sweatshirts gesteckt. Wenn man den Knoten öffnete und sie entgegen der Drehrichtung zwirbelte, löste sie

sich in einzelne Stränge auf, die sich auf dieselbe Art in Fäden aufteilten. Er betrachtete den Baum. Auch ohne Lichter hatte er mächtig Ähnlichkeit mit einem Christbaum. Nur der Stern auf der Spitze fehlte noch. Er hatte ihn in der Schule aus Goldpapier gebastelt.
Malte fiel ein langer Ast ins Auge, der halb hinter einem Felsbrocken verborgen war. Er holte ihn, steckte den Trichter, den er an den Stern geklebt hatte, auf ein Ende des Stocks und balancierte ihn zur Baumspitze. Vorsichtig stülpte er ihn darüber. Als er den Ast in Zeitlupe nach unten wegzog, rutschte die Halterung über die Nadeln.
»Yippie«, jubelte er und riss die Faust nach oben.
Zufrieden betrachtete er sein Werk.
Die Kälte hatte den Weg unter seine Kleidung gefunden und seine Stiefel waren durchnässt. Er sollte dringend zurückgehen, aber er konnte sich nur schwer trennen. Eine Träne sammelte sich am rechten Augenlid und lief über. Er wischte sie ungeduldig fort und machte sich auf den Heimweg. Dieser Baum würde eine großartige Überraschung werden.

»Wo gehen wir hin, Malte?« Lotte sah ihn fragend an.
»Du wirst schon sehen.« Malte konnte seine Aufregung kaum zähmen.

Im Garten des Kinderheims kletterten sie über den niedrigen Holzzaun und rannten über die Wiese zu dem Tannenwäldchen. Er hatte Lotte vorgeschwärmt, wie seine Mama mit ihm im Advent mitten im Wald einen Baum geschmückt hatte. Fast jeden Abend hatten sie heißen Punsch und Plätzchen eingepackt, waren zu ›ihrem‹ Baum gegangen, hatten Weihnachtslieder gesungen und sich auf das Fest gefreut. Die auserwählte Tanne stand immer abseits des Weges, damit sie niemand entdeckte. Malte hatte es genauso gemacht. Er hatte sogar seine Fußspuren an der Stelle verwischt, an der er vom Weg abgewichen war.

»Gleich - gleich wirst du es sehen«, jubelte er.

Lotte hüpfte voller Vorfreude neben ihm her. Sie umrundeten den letzten Baum. Malte blieb stehen und erblickte – einen gewöhnlichen Tannenbaum. Das Einzige, das ihn von den anderen unterschied, waren die Äste, die vom Schnee befreit waren. Selbst der Goldstern war verschwunden.

…



Nur für dich



Patrick rührte sich nicht. Keine fünf Meter entfernt steckte ein Reh seine Schnauze in eine Schneewehe. Es schob die Zweige der Fichte zur Seite und untersuchte den Boden. Ein Schnauben, der Schnee stob auf.

Es war nicht seine beste Idee, mitten im Winter mit einer Isomatte im Wald zu liegen. Patricks Finger waren steif vor Kälte, trotz dicker Kleidung war er durchgefroren bis auf die Knochen. Aber die Ausbeute war sensationell.

Die schräg stehende Wintersonne flirrte durch die Zweige und ließ den Schnee glitzern. Er hatte schon einige Zeit damit verbracht, das Funkeln der Flocken abzulichten, die ganze winterliche Atmosphäre in all ihren Facetten mit der Kamera einzufangen. Doch dieses Reh war ein Geschenk des Himmels. Es wandte ihm den Kopf zu, schaute ihn mit großen Augen direkt an. Jedes Mädchen wäre glücklich über diesen Augenaufschlag. Er traute sich kaum, zu atmen, während seine Kamera klickte.

Das Reh kratzte den Schnee auf dem Waldboden zur Seite, um nach Futter zu suchen. Während er ein Foto nach dem anderen schoss, hörte er ein dumpfes, metallisches Klacken, dann verfing sich ein Sonnen-

strahl in einem silbrigen Objekt, das aus dem Schnee herausragte. Kurz darauf verschwand es wieder durch den Huf des kratzenden Tiers. Was war das? Gebannt klebte sein Blick auf der Stelle, aber es blieb verschwunden. Das Reh richtete sich auf und knabberte an den Spitzen der Tannenzweige, dann wandte es sich ab. Patrick erhob sich ächzend auf seine Knie und pustete auf seine eisigen Finger. Die Beweglichkeit kehrte nur langsam in seine Glieder zurück. Er lief zu der Stelle, an der das silbrige Objekt aufgeblitzt war und wühlte im Schnee. Ihm fiel etwas Hartes in die Finger. Es war eine rechteckige Blechdose. Patrick schnaubte. Sie war alt, leicht verbeult und so mit Dreck verklebt, dass sie mit seinen steifen Fingern nicht zu öffnen war. Kurz überlegte er, sie liegen zu lassen, doch sie gehörte hier nicht her. Also steckte er sie in die aufgerollte Isomatte, packte seine Kamera samt Zoom ein und machte sich auf den Heimweg.

Voller Vorfreude steuerte er das kleine Café an, das vor vier Monaten eröffnet hatte, nur wenige Straßen von seiner Wohnung entfernt. Durch Zufall war er darauf aufmerksam geworden. Der Duft nach Vanille und Kaffee hatte ihn das erste Mal hineingelockt, seitdem war er Stammgast. Wegen des Gebäcks, aber nicht nur. Mehr noch als Zimtschnecken und Mohnkuchen lockte ihn Luisa, die fröhliche und warmherzige Betreiberin. Sie vermittelte ihm das

Gefühl, ihr liebster Gast zu sein. Vermutlich empfand das jeder so, der das Café besuchte, daher der Erfolg – da machte Patrick sich nichts vor. Er bewunderte sie für dieses Talent. Es weckte den Wunsch in ihm, eine besondere Rolle für sie zu spielen. Doch er traute sich nicht, es zu zeigen. Wie peinlich wäre es, wenn sie nicht mehr in ihm sah, obwohl er mindestens dreimal die Woche herkam. Lieber betrachtete er sie aus der Ferne und träumte von ihr, das ließ ihm seine Hoffnung.

Die Kälte hatte ihn immer noch in den eisigen Klauen, als er die Tür öffnete und eintrat. Alle Tische waren besetzt. Die Fenster schmückten bunte Weihnachtskugeln. Lichterketten an den Vorhangstangen und Tannenzweigen mit Kerzen auf den Tischen schufen eine Atmosphäre der Vorfreude auf Weihnachten, das schon in drei Wochen anstand. Dazu roch es nach Gewürzen, allen voran Zimt und Vanille. Patricks Eltern waren verreist, dieses Café war das Maximum an Stimmung, das ihn dieses Jahr erwartete. Ein weiterer Grund, herzukommen und es zu genießen, eine Erinnerung für die farblosen Feiertage, die vor ihm lagen.

Langsam näherte er sich der Theke und hielt nach Luisa Ausschau. Durch die Klingel angelockt, kam sie um die Ecke der Auslage und schenkte ihm ein Lächeln. »Patrick, wie schön, dass du da bist.« Ihr

Lächeln verrutschte, sie runzelte die Stirn. »Du bist ja völlig durchgefroren!«
Er lächelte schüchtern. »Ich war im Wald.«
Eifrig nickte sie. »Hast du neue Fotos gemacht? Ich liebe deine Kunstwerke.«
Er rieb seine rechte Hand verlegen an seinem Hosenbein. »Ja, viele Fotos.« Er schluckte. »Ich liebe deine Kunstwerke auch.« Er zwinkerte ihr zu und erschrak über diesen Akt der Verwegenheit. Doch Luisa strahlte. »Möchtest du Glühwein zum Auftauen? Und dazu einen warmen Apfelstrudel mit Vanillesauce?«
»Sehr gern.« Es schmeichelte ihm, dass sie wusste, was er an kalten Tagen bevorzugte.
»Bei Martha ist noch ein Platz frei, wenn du möchtest. Sie hat sicher nichts dagegen, den Tisch mit dir zu teilen.«
Patrick nickte und steuerte auf die alte Dame zu, die nah am Kachelofen saß und strickte. Sie war genauso Stammgast wie er und wohnte im Altersheim, das unten am Neckar stand. Für sie war dieses Café ihr zweites Wohnzimmer, eine willkommene Flucht aus einem Umfeld mit lauter alten Leuten, wie sie gern grinsend verkündete. Von Martha hatte er erfahren, dass Luisa hier in der Nähe aufgewachsen war und nach ihrer Konditorenlehre und ihren Gesellenjahren in das Viertel zurückkehrte, um das Café ihrer Träume zu eröffnen. Sie hatte wesentlich

weniger Probleme als er, sie bei jeder Gelegenheit in ein Gespräch zu verwickeln. Patrick mochte Martha. An ihrem Tisch konnte er sich unterhalten, wenn ihm danach war, oder schweigend seiner Arbeit nachgehen. Für Martha war beides in Ordnung. Nur ein Thema war etwas anstrengend. Aber vielleicht ersparte sie es ihm heute.

Sie schob einladend ein Kissen zur Seite, als er auf sie zukam, und grüßte fröhlich. Ihre weißen Haare waren zu einem losen Dutt auf dem Kopf zusammengeschoben, silbergraue Strähnen umrahmten ihr Schmunzeln und betonten ihre rosigen Apfelbäckchen.

»Apfelstrudel oder Mohnkuchen?«, fragte sie.

»Apfelstrudel mit Vanillesoße. Ich muss mich aufwärmen.«

Martha nickte zufrieden. »Steht der Wald noch?«

Patrick lachte. »Ja, immer noch.«

»Was hast du fotografiert?«

Er erzählte vom glitzernden Schnee, der Begegnung mit dem Reh und zeigte ihr auf dem kleinen Bildschirm seiner Kamera ein paar der besten Fotos. Luisa und Martha waren seine Fans, die einzigen, die er persönlich kannte. Alle anderen befanden sich in der Weite des worldwideweb. Er verkaufte gut, hatte oft nette Konversation per Chat oder Mail und war stolz auf seine Reichweite auf Social Media. Aber nichts fühlte sich so gut an, wie echte Men-

schen, die ihre Begeisterung zum Ausdruck brachten.
Als Luisa mit Apfelstrudel und Glühwein erschien, beeilte er sich, die Kamera zurück in die Tasche zu stecken. Dabei stieß er gegen die Isomatte, die er auf dem Boden abgestellt hatte. Sie fiel um und die Blechkiste mit Gepolter heraus. Schnell stellte Luisa seine Bestellung auf dem Tisch ab, bückte sich und hob das Kästchen auf. Aus dem Inneren war leises Scheppern zu vernehmen. »Was ist das?«
Patrick schob sich den ersten Bissen Apfelstrudel in den Mund. »Hat das Reh gefunden«, nuschelte er. Er schluckte und schaute zu ihr auf. »Der Strudel ist unglaublich. Was ist das Geheimnis, dass er bei dir so viel besser schmeckt?« Sie schüttelte nur lächelnd den Kopf.
»Entschuldigung? Könnte ich bitte zahlen?«, tönte die Stimme eines Gastes zu ihnen herüber. Mit einem entschuldigenden Lächeln reichte sie Patrick die Kiste. »Da ist was drin!«, bemerkte sie, dann verschwand sie, um ihren Pflichten nachzugehen.
Patrick tauchte das nächste Stück Apfelstrudel in die Vanillesauce. »Ich habe sie nur mitgenommen, weil sie nicht in den Wald gehört«, murmelte er. Martha nahm die Blechkiste in eine Hand und zog am Deckel. Nichts rührte sich.
Patrick ließ von dem geliebten Apfelstrudel ab, drehte seine Gabel um und nahm ihr die Metall-

schachtel sanft aus den Händen. Mit dem Stielende fuhr er unter den Rand. Dreck, Brösel getrockneter Blätter und ein paar Tannennadeln rieselten auf den Tisch. Er spannte seine kräftigen Finger um den Deckel und zog und ruckelte daran. Er spürte, dass sich das Metall unter seinen Fingern langsam löste. Plötzlich sprang der Deckel ab, Papier rutschte heraus und verteilte sich über seinen Schoß, die Bank und den Boden.

Während Patrick die Blätter einsammelte und auf den Tisch legte, zog Martha die Kiste zu sich heran und untersuchte den Inhalt Stück für Stück. »Eine welke Rose, Scherben und …«, sie hielt triumphierend ein quadratisches Papier in die Höhe, »ein Ultraschallbild. Oh oh, ich wittere Drama.« Patrick säuberte den Griff seiner Gabel und widmete sich wieder seinem Kuchen.

»Da ist ein Brief an einen Germain Luc Gernot, ungeöffnet und von der Post retourniert, und eine Terminbestätigung der Charlottenklinik vom einunddreißigsten Juni 1996. Und zerrissene Fotos.«

Patrick legte beide Hände um den heißen Glühwein. »Mir scheint das alles sehr persönlich zu sein.«

Doch Martha ließ sich nicht beirren. Sie drehte den ungeöffneten Brief herum. »Absender ist eine Brigitte Zerniak.«

Patrick und Martha starrten sich an.

»Luisa heißt mit Nachnamen Zerniak«, bemerkte Patrick.
Martha nickte. »Ich weiß!«
»Das ist kein häufiger Name, oder?«
…



Allein ist es kalt

Miriam schlurft durch die Straßen zum Supermarkt. Der Mensch muss ja essen. Ihr Vater würde sie anfahren. »Heb' deine Füße. Das Geschlurfe ist ja nicht auszuhalten.« Aber er ist nicht mehr da. Genau wie ihre Mutter. Ihr fehlt die Kraft, die Füße zu heben. Es gibt ja niemanden, den es interessiert.

Sie hat in ihrem Leben vergessen, Freundschaften zu pflegen oder Hobbys zu finden. In den letzten Jahren hat sie ihre Eltern gepflegt. Erst die Mutter, danach den Vater. Eigene Kinder hat sie nicht. Es hat sich nie ergeben.

Die Kälte beißt in Miriams Wangen. Ihre Lippen sind trocken. Sie hat mal wieder vergessen zu trinken. Egal. Auch das interessiert niemanden, nicht einmal sie selbst.

Beim Supermarkt nimmt sie sich einen Wagen, irrt durch die Gänge, und wirft ab und zu etwas hinein, ohne Plan oder Ziel. Es soll nicht teuer sein und schnell zuzubereiten. Das gilt für das Fertigreisgericht genau wie für den Brotaufstrich. Es ist egal, ob, wann und wie viel sie isst.

Der Heimweg kommt ihr länger vor als der Hinweg. Ab und zu bleibt sie vor einer Weihnachtsbeleuch-

tung stehen, bis sie ihr die Tränen in die Augen treibt, weil es sie an die einsamste Zeit im Jahr erinnert. Dann schnieft sie und läuft weiter, zurück zu ihrer Wohnung, die so leer ist, wie sie sich fühlt.

Meistens achtet sie nicht darauf, wer ihr entgegenkommt. Sie hat mit niemandem wirklich Kontakt, grüßt ihre Nachbarn nur von fern. Doch die Frau, die auf sie zuläuft, ist ihr schon aufgefallen. Sie ist mit ihrer Familie vor drei Monaten eingezogen, wohnt im selben Haus, zusammen mit den anderen zwanzig Mietparteien.

Sie schiebt einen Kinderwagen und hat ihren Sohn auf einem Brett stehen, das an dem Gefährt befestigt ist. Überzeugt, dass sie sich nicht an Miriams Gesicht erinnert, grüßt sie trotzdem und trottet weiter. Die Frau nickt ihr zu, während sie auf ihren Jungen einredet. Er möchte unbedingt absteigen und bei den Lichtern bleiben, doch seine Mutter hat es eilig.

Sie sind schon an ihr vorbei, da hört sie ihren Aufschrei. »Nils, komm sofort zurück!« Miriam schaut sich um und sieht den Jungen in der Dunkelheit davonrennen. Gut, dass hier so selten Autos fahren.

»Hallo?«, ruft die Frau ihr aufgelöst zu. »Können Sie nach meinem Baby schauen? Bitte?« …



Dir gefällt mein Schreibstil und du interessierst dich auch für andere Bücher von mir? Dann habe ich weitere Leseproben für dich.

Leseprobe 1:

Nie wieder Liebe ... im Büro

Von Jule Marek

Ein humorvoller Sommerroman um Bürointrigen, Eisessen und Swingtanzen



Workaholic (Sie) trifft Charme (Er)!
Er hält sich für unwiderstehlich, aber an ihr beißt er sich die Zähne aus, denn sie will sich nie wieder in einen Kollegen verlieben. Als er ihr endlich näherkommt, fragt er sich, ob er lieben kann oder ob ihn nur die Herausforderung reizt. Dann belauscht Sophie im Keller ein Gespräch ...
Nach dem fatalen Ende ihrer Beziehung fängt Sophie in Stuttgart neu an. Sie stürzt sich in die Arbeit und

startet das Projekt 'Versöhnung mit der besten Freundin' - ein Zeppelinflug über den Bodensee soll es richten. Doch Sophie hat eine Karte zu viel, verschenkt sie spontan an Jan - und weckt sein Interesse. Ausgerechnet bei einem Kollegen und Herzensbrecher!

Während Sophie versucht, ihn auf Abstand zu halten, setzt Jan alles daran, sie für sich zu gewinnen. Bis sie in die Bredouille gerät.

1. Mit fliegenden Fingern …

… wählte Sophie auf ihrem Handy die Nummer des Senders. Besetzt! Genervt legte sie auf und startete einen neuen Versuch. Beim dritten Anlauf hupte es hinter ihr. Ihr Kopf fuhr hoch – die Ampel war grün und der Vordermann losgefahren. Sie drückte aufs Gas, sodass ihre Rostlaube einen unschönen Hopser machte. Da tönte der Rufton über die Freisprecheinrichtung. Sie war durchgekommen und brauchte sofort einen Parkplatz!

»Sie sprechen mit SWR3, dem Radio für den ›Wilden Süden‹. Wir bitten um einen Moment Geduld, Sie werden in Kürze weitergeleitet.«

Sophie riss das Lenkrad nach rechts und bog, ohne zu blinken, von der Schnellstraße in das danebenliegende Wohngebiet. Ihr Hintermann machte sie wild hupend auf ihr verkehrswidriges Verhalten auf-

merksam, doch das war ihr schnuppe. Wartemusik dudelte über den Lautsprecher. Sie bog zweimal kurz entschlossen ab, bis sie die rettende Parklücke entdeckte.

Schwungvoll lenkte sie vorwärts hinein. Ihr linker Kotflügel ragte unprofessionell auf die Straße, aber in diesem Moment klickte es in der Leitung.

»Stefan Höller, SWR3. Wen haben wir am Apparat?«

»Hier spricht Sophie aus Stuttgart.«

Sie umklammerte ihr Lenkrad wie einen Rettungsring.

»Hallo Sophie, freut mich, dich kennenzulernen. Du hast eine Geschichte für uns, in der ein Zeppelin vorkommt, und einen überzeugenden Grund, warum du die Karten gewinnen musst?«

»Die habe ich.« Je länger sie sprach, desto sicherer wurde ihre Stimme.

»… Lena und ich haben uns mit dem Kleine-Finger-Schwur versprochen, dass wir eines Tages mit dem Zeppelin fahren und im Himmel nach dem kleinen Engel Hingis suchen. Aber nachdem ich ihr das angetan habe… Ich möchte meinen Fehler unbedingt wiedergutmachen.« Sie versuchte, nicht daran zu denken, dass der Sender in Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz zu hören war, über den Stream sogar in der ganzen Welt.

»Danke für deine Offenheit, Sophie. Was für eine süße Geschichte. Ich würde dir gern helfen, deshalb werfe ich einen Blick zu unserer Jury, und … ich

kann dir sagen: Du hast es geschafft! Alle Daumen sind oben. Du bist die Gewinnerin von vier Karten für einen Zeppelinflug über den Bodensee. Na, was sagst du?«

»Yippee, das ist so su… Moment, vier Karten? Wieso denn vier?«

»Der gestrige Anrufer hatte keine Geschichte parat, deshalb sind zwei zusätzliche Tickets in den Jackpot gewandert.«

»Das ist ja fantastisch.« Sophie bat ihr Karma in Gedanken um Verzeihung. »Vielen, vielen Dank. Ihr seid die Besten.« Hoffentlich hörte man ihr die Heuchelei nicht an. An der Freunde-Front war sie gerade alles andere als gut aufgestellt.

»Das hören wir gern. Weißt du schon, wen du mitnehmen wirst?«

»Meine Freundin und ihr Mann Jonas sind auf jeden Fall dabei.«

»Alles klar. Und wer darf sich über die vierte Karte freuen?«

Sophie überlegte fieberhaft. Bei ihrem Umzug von Kirchheim nach Stuttgart hatte sie alle Brücken hinter sich abgebrochen. Für neue Bekanntschaften fehlte ihr bisher die Zeit. Sie konnte schlecht ihre Mutter nennen. »Vielleicht könnten wir sie wieder in den Jackpot geben?«

»Zurück in den Jackpot?«

»Das war natürlich ein Scherz«, lenkte Sophie mit einem Lachen ein. »Ich bin sicher, dass ich für die vierte Karte einen würdigen Abnehmer finde.

Jemand, mit dem wir Spaß haben werden. Aber darüber muss ich mir erst Gedanken machen. Schließlich ist so ein Flug etwas ganz Besonderes.«

»Mensch, jetzt hast du mich fast aufs Glatteis geführt«, entgegnete Stefan Höller lachend. »Bleib bitte einen Moment in der Leitung, damit wir deine Daten aufnehmen. Viel Spaß bei deinem Flug. Ich drücke dir für dich und deine Freundin die Daumen.«

Sophie wurde an eine Assistentin weitergeleitet, die ihre Kontaktdaten aufnahm. Beim Auflegen warf sie einen Blick auf die Uhr. Verflixt, sie musste sich sputen, um vor neun an ihrem Platz zu sitzen. Sie hasste es, zu spät zu kommen, vor allem, weil sie die Stelle erst seit wenigen Wochen innehatte. Wenn man von einer Buchhalterin etwas erwartete, dann Zuverlässigkeit!

Schon wieder hupte es hinter ihr. Sophie sah sich um. Hinter ihr stand ein Müllwagen, der in der schmalen Straße nicht an ihr vorbeikam. Der Fahrer gestikulierte wild.

Sie grinste schief, winkte ihm zu und beeilte sich, rückwärts aus der Parklücke zu rangieren. Das zwang den Hintermann, zurückzusetzen. Sein sichtlicher Unmut prallte an ihr ab, denn heute würde sie sich die Laune nicht verhageln lassen. Sie hatte endlich die Chance, ihren Fehler auszubügeln und ihre angeknackste Freundschaft einzurenken. Das war alles was sie wollte.

2. ›Was kann heute noch schiefgehen?‹

… dachte Sophie in Hochstimmung. Diese Tickets waren genau das Richtige, um ihre Freundschaft mit Lena zu retten. Im Job bei Wentronix verlief alles bestens, auch wenn sie noch in der Probezeit war. Das Unternehmen stellte Kabel aller Art her. Das war eine zukunftssichere Branche. Außerdem gehörte es zu einem belgischen Konzern mit weltweiten Tochterfirmen. Sofern sie hinsichtlich ihrer Leistung keine groben Schnitzer beging – und das war bei ihrer Arbeitsmoral höchst unwahrscheinlich –, war ihr der Arbeitsplatz sicher. Es war Zeit, auch den Rest in Ordnung zu bringen.

Sie bog auf den Mitarbeiterparkplatz und fuhr auf der Suche nach einer Lücke die Reihen ab. Die Minuten verrannen, während sie sich immer weiter vom Eingang entfernte. Sie fluchte vor sich hin, bis sie am äußersten Ende ein Plätzchen für ihren alten Seat fand. Fahrig sammelte sie ihre Sachen zusammen, schloss das Auto ab und eilte durch den lauen Maimorgen zum Haupteingang. Im Gebäude zog sie ihre Karte durch das Gerät der Zeiterfassung. Eine Minute vor neun – sie hatte es gerade noch geschafft. Immer zwei Treppenstufen auf einmal sprang sie die Stockwerke nach oben und riss die Tür zur Verwaltung auf und rannte fast ihren Chef um.

»Da ist ja jemand in Eile.« Geschniegelt wie immer, im schmalen Boss-Anzug mit weißen Turnschuhen, grinste er sie an.

»Guten Morgen, Herr Schubert.«

Er nickte knapp und verschwand im Büro nebenan.

Sophie stürmte weiter durch die Tür zur Buchhaltung. Azra saß bereits an ihrem Platz, die anderen Stühle waren noch verwaist.

»Guten Morgen«, grüßte ihre Kollegin. »Na, schon so viel Energie am frühen Morgen?«

»Hallo Azra. Puh, ja, ich bin spät dran, aber offenbar nicht die Einzige.« Sie trat durch die schwere Holztür und schubste sie hinter sich zu.

»Huch«, ertönte es hinter ihr, begleitet von einem klatschenden Geräusch, das Sophie herumwirbeln ließ.

Gabriele stand in der Tür, die sie mit einer Hand abgefangen hatte. In der anderen hielt sie einen Porzellanbecher. Auf ihrer Bluse prangte ein riesiger, frischer Kaffeefleck.

»Das tut mir so leid.« Bestürzt zog Sophie Taschentücher aus ihrer Handtasche und schickte sich an, ihre Bluse abzutupfen. »Ich hoffe, Sie haben sich nicht verbrüht.«

Gabrieles missbilligende Blicke brannten Löcher in ihre Fassade. Sie riss ihr das Päckchen aus der Hand. »Ihr Glück, dass der Kaffee fast kalt war.« Damit verschwand sie in Richtung Damentoilette.

Schuldbewusst schaute Sophie ihr nach. Aus dem Putzraum holte sie Wischtücher und rieb die Spritzer von der Schrankwand. Dann rubbelte sie an den Flecken auf dem graublauen Teppichboden. »Wie pein-

lich«, murmelte sie und winkte ab, als Azra helfen wollte. Es reichte, dass einer auf dem Boden krabbelte.

»So was passiert, mach dir keine Gedanken.«

Ihre Kollegin schenkte ihr ein aufmunterndes Lächeln. Sie war stets die Ruhe in Person. Vermutlich, weil sie daheim drei Kinder großzog. Dabei war sie mit Mitte dreißig nur acht Jahre älter als Sophie.

Gabriele kehrte mit einem großen nassen Fleck auf ihrer Bluse zurück. Die dunkle Farbe und das großflächige Muster ließen ihre Kollegin deutlich älter aussehen als Mitte vierzig, aber wenigstens war sie auch in durchweichtem Zustand blickdicht.

»Soll ich Ihnen einen neuen Kaffee holen?«, bot sie an.

Gabriele wedelte abwehrend mit der Hand und würdigte sie keines Blickes.

Sophie ließ sich auf ihren Bürostuhl sinken und fuhr ihren Computer hoch. Gabrieles Missmut waberte gegen ihren Rücken, die Stille kam ihr vorwurfsvoll vor. Der Tisch ihr gegenüber war noch verwaist, er gehörte ihrer Chefin.

Ihre erste Aufgabe am Morgen war die Bearbeitung der Mails im Sammelpostfach. Da sich über das Wochenende einiges angesammelt hatte, riss Sophie sich zusammen und öffnete zügig Nachricht um Nachricht. Sie kontrollierte Eingangsrechnungen, beantwortete Anfragen und prüfte, ob Mahnungen inzwischen bezahlt waren.

Die meisten Absender waren Sophie mittlerweile bekannt, doch bei der nächsten Nachricht klang der Name nicht vertraut. Sie klickte auf das angehängte Dokument. Beim Anblick der Dateiendung erschrak sie, warf sich unter ihren Schreibtisch auf den Rücken und zerrte sämtliche Stecker aus der Mehrfachsteckdose, die kopfüber an der Tischplatte hing.

Erschöpft blieb sie auf dem Boden liegen, ihr Herz tanzte Samba.

»Was ist passiert?« Azra schaute zu Sophie hinunter. Um ihre Augen vertieften sich ihre Lachfältchen.

»Das ist ja wohl …!«, setzte Gabriele an, stemmte sich aus ihrem Stuhl hoch und starrte über Azras Schreibtisch hinweg auf Sophie hinunter.

»Virus!« Sophie rappelte sich auf.

Azra blinzelte. »Was meinen Sie damit?«

»Wir haben eine Mail bekommen, die aussah, als sei sie von einem Kreditor«, erklärte Sophie. »Aber das angebliche PDF hatte die Endung .exe. Rechnungen sind nie EXE-Dateien. Das war ein Virus oder ein Trojaner oder so.« Sie ließ sich in ihren Stuhl fallen. »Ich wollte vermeiden, dass das ins Netzwerk gelangt. Aber in der Eile war in meinem Kopf der gleiche Kabelsalat, der jetzt unter dem Schreibtisch herrscht. Ich habe keine Ahnung, welches der richtige Stecker ist.«

Gabriele kniff die Augen zusammen, doch Azra nickte. »Am besten, Sie rufen die IT an.«

Sophie griff nach dem Hörer. »Das Telefon ist tot, sein Stecker war auch dabei.« Sie ließ ihren Kopf gegen die Rücklehne fallen.

Azra lachte. »Ich mache schon.« Sie drückte die Kurzwahltaste und bat um Unterstützung. »Es kommt gleich jemand hoch.«

Was für ein Morgen!

Nach wenigen Minuten stapfte ein Mann mit sonnengebleichten Locken in ihr Büro. »Hallo, die Damen. Wo ist denn der Unglücksrabe?«, erkundigte er sich munter.

Er entdeckte das Kabelchaos unter Sophies Schreibtisch, sein Blick flog zu ihr. »Alles klar. Schon gefunden.« Er grinste verschmitzt. »Wir kennen uns nicht, oder? Ich bin Jan Neumann.« Er hob die Hand und steckte sie dann in die Hosentasche seiner abgewetzten Jeans. Seine Fröhlichkeit schwappte wie eine Welle über sie hinweg.

»Sophie Brandt«, stellte sie sich vor.

»Erzähl, was ist passiert?«

Sie riss sich zusammen und berichtete.

»Das war aber ein beherzter Eingriff, um die Firma zu retten.« Seine knallblauen Augen blitzten.

Sophies Wangen wurden heiß. Lachte er sie aus? Sie hätte gern mit einem lockeren Spruch gekontert, aber ihr Hirn war wie leer gefegt.

Jan trat an ihren Schreibtisch, der wie die anderen mit der kurzen Seite an der Fensterfront stand. Seine Schultern nahmen den Raum von ihrem Stuhl

bis zum Fenstersims ein. Ein Duft wie ein Tag am Meer streifte an ihr vorbei – obwohl es in Stuttgart nicht mal Baggerseen gab. Aber es passte zu seinem Surfer-Style.

Er zog den schwarzen Kasten in der Ecke des Schreibtischs nach vorn. »Das ist dein Rechner.« Er deutete auf einen blauen Stecker an der Rückseite. »Und das ist das Netzwerkkabel. Nächstes Mal Plastiknase runterdrücken und ziehen.« Er lehnte sich gegen die Fensterbank. »Aber bis du reagierst, ist es längst zu spät. Deshalb hat jeder Rechner Schutzsoftware, die Schlimmeres verhindert.«

Sophie schob ihren Stuhl zurück. Er stand viel zu dicht neben ihr.

»Trotzdem ist es gut, dass du es gleich gemeldet hast«, fuhr er unbekümmert fort. »Ich nehme deinen Rechner mit in die IT und lasse ihn von Sven prüfen. Er wird einen möglichen Schaden eingrenzen und sicherstellen, dass es keine Auswirkungen auf unser Netzwerk hat.«

»Ich hatte keine Ahnung, dass E-Mails so gefährlich sind«, mischte Gabriele sich ein. »Warum sagt einem das niemand?«

Jan zog die Stirn kraus. »Eigentlich gibt es von uns regelmäßig Nachrichten, die auf das Problem hinweisen.«

»Die versteht doch kein normaler Mensch«, grummelte sie und vertiefte sich wieder in ihre Arbeit.

Sophie unterdrückte ein Lachen, als ihr Blick mit Jans kollidierte. Er hatte keine Vorstellung, was für ein Dschungel die Welt ohne technisches Wissen war.

»Wie arbeitet Sophie weiter, wenn ihr Rechner in der IT ist?«, fragte Azra pragmatisch.

Jan zuckte mit den Schultern. »Wir richten einen Ersatzrechner ein. Das wird nicht lange dauern.« Er wandte sich ihr zu. »In der Zwischenzeit kannst du ja einen Kaffeetrinken.«

»Ist das in Ordnung?« Unsicher sah Sophie zu Azra, schließlich war sie in der Probezeit.

»So, wie ich das sehe, bleibt Ihnen nichts anderes übrig.«

»Gibst du, äh, geben Sie Marlene Bescheid?« Sie erwarteten ihre Chefin in Kürze. Azra nickte zustimmend.

Sophie holte den Chip für die Nutzung der Kaffeemaschine aus ihrer Schublade, während Jan den Rechner von den Anschlüssen befreite und an der Unterseite der Tischplatte die Netzstecker zurück in die Buchsen schob. Er lag unter dem Schreibtisch direkt vor ihren Füßen, sein hochgerutschtes T-Shirt entblößte angespannte Bauchmuskeln. Es war wirklich bedauerlich, dass er ein Kollege war. Aber das hinderte sie nicht daran, die Aussicht zu genießen.

Im Erdgeschoss stiefelten sie in ein enges Büro, das in jeder freien Ecke mit Rechnern, Monitoren, Kabeln und Tastaturen vollgestopft war. Genau wie in Sophies letzter Firma schien es in der IT-Abtei-

lung nie genügend Schränke dafür zu geben. Oder niemand kümmerte sich darum, das alte Zeug zu entsorgen.

Jan sprach sich mit seinem Kollegen ab.

»In zwanzig Minuten habe ich einen Ersatzrechner fertig«, versprach Sven Holtke.

»Wie wäre es, wenn ich dir bei deinem Kaffee Gesellschaft leiste?« Jan schob sich eine vorwitzige Locke aus der Stirn. »Ich lade dich ein. Schließlich sind wir dir zu Dank verpflichtet, weil du uns mit Körpereinsatz vor einem Schadprogramm gerettet hast.«

Die Kantine war um diese Zeit menschenleer. Jan holte Tassen aus dem Schrank, ließ Kaffee aus der Maschine und setzte sich Sophie gegenüber an einen Tisch.

Sie hob den Keramikbecher. »Vielen Dank für den Kaffee.«

Er nickte nur. »Sag mal, was ist das bei euch für ein Durcheinander mit Vornamen und Sie?«

Sie verzog das Gesicht. »Gabriele ist mit Vornamen einverstanden, aber sich unter Kollegen zu duzen, dazu kann sie sich nicht durchringen. Alte Schule eben. Also nutzen wir alle das förmliche ›Sie‹ – zumindest solange sie anwesend ist.«

Er lachte auf. »Mit der Regelung hat eure Abteilung ein Alleinstellungsmerkmal. Sonst gilt hier nur für Geschäftsführer und Personalleiterin das ›Sie‹.«

»Mir wäre es anders auch lieber. Ich stottere dauernd herum, ob ich Azra mit ›Sie‹ oder ›du‹ anspreche.«

Jans intensiver Blick schien sie über den Rand seines Bechers hinweg abzuscannen. Sophie rutschte sich auf ihrem Stuhl zurecht. Wahrscheinlich hatte er ständig mit Dilettanten zu tun und überlegte, ob sie im Umgang mit Technik nur ungeschickt oder generell dämlich war. »Ich habe befürchtet, eine Katastrophe zu verursachen, und das in der Probezeit.« Verlegen strich sie sich durch ihre glatten Strähnen. Sie behielt für sich, dass sie technisch keineswegs hilflos war. Das verschlimmerte die Blamage, schließlich wurde man ständig vor Phishing gewarnt.

»Von den dreihundert Mitarbeitern dieser Firma gibt es höchstens fünfzehn, die das Thema auf dem Schirm haben.« Jan wischte eine Locke zur Seite, die ihm in die Stirn fiel. »Der Rest klickt gedankenlos auf jeden Anhang und erwartet, dass unser Virenscanner die Folgen verhindert. Mach dir keinen Kopf.« Sein Grinsen steckte an. Dann hielt er sie ja doch nicht für einen hoffnungslosen Fall. Warum musterte er sie sonst so intensiv?

»Du bist in der Probezeit?« Er streckte seine langen Beine unter dem Tisch aus, sodass seine Wade ihren Unterschenkel berührte. »Das erklärt, warum ich mich nicht an dich erinnern kann. Ich laufe hier früher oder später jedem über den Weg, zumindest jedem mit einem Rechner.«

»Als ich vor sechs Wochen angefangen habe, gab es eine Vorstellungsrunde in allen Abteilungen.« Sophie zog ihre Beine zurück und wickelte sie um die Stuhlbeine. »Dich habe ich dabei nicht gesehen. Daran könnte ich mich erinnern.« Sie biss sich auf die Lippe. Verdammt. Das klang viel zu sehr nach Flirten!

Prompt zeigte Jan wieder dieses verflixte verschmitzte Grinsen. »Mitte März? Da war ich snowboarden.«

Sophie spielte mit dem Kaffeechip in ihren Fingern und betrachtete ihn grübelnd. Ihre Instinkte schlugen Alarm, weil er mit seinem Aussehen und der lockeren Art das war, was ihre Mutter einen ›Hallodri‹ nennen würde. Doch das spielte bei dem Gedanken, der ihr gerade gekommen war, keine Rolle. Er war nett und unkompliziert und Sophie hatte ein überzähliges Ticket für einen Zeppelinflug, der schon dieses Wochenende stattfinden sollte. Sie musste zügig festlegen, wem sie die Karte überließ. Jemand, mit dem sie und ihre Freunde Spaß hätten. Dafür schien Jan der perfekte Kandidat zu sein.

»Hast du am Samstag schon was geplant?«, stieß sie hervor, bevor sie es sich anders überlegte.

Wenn sie ihn mit dieser Frage überrumpelte, war ihm das nicht anzumerken – er verzog keine Miene. »Bis jetzt nicht, aber vielleicht gleich? Warum?«

Er wurde nicht zum ersten Mal von einer Frau eingeladen, da war Sophie sich sicher. Besser, sie verlor das nicht aus dem Auge.

»Ich bin neu in Stuttgart.« Sophie drehte den Chip in ihren Fingern schneller. »Deshalb, na ja, kenne ich hier nicht viele Leute. Heute Morgen habe ich im Radio Karten für einen Zeppelinflug gewonnen. Für Samstag. Nachdem du mich so heldenhaft gerettet hast, habe ich mich gefragt, ob du …«

»Bin dabei«, fiel Jan ihr euphorisch ins Wort. »Das ist mega! Wir werden uns einen Traumtag machen.« Er zwinkerte ihr zu.

Sophie hatte Mühe, ihre Miene im Griff zu behalten. Er hielt ihre Einladung für ein Date. Na, super! Aber sie konnte das Angebot nicht mehr zurückziehen. Ein mulmiges Gefühl machte sich in ihr breit.

»Nicht falsch verstehen, Romeo. Das ist ein Dankeschön, mehr nicht.«

Er stutzte, dann zuckte er mit den Schultern und grinste breit. »Keine Sorge, ganz wie du willst.«

Sie musterte ihn forschend. Hatte sein Lächeln einen Hang zum Spöttischen? Sophie beschlich eine Ahnung, dass Jan sie nicht beim Wort nahm.

»Wann und wo steigt die Sache?«

»Der Zeppelin startet in Friedrichshafen am Bodensee. Ich habe vier Karten gewonnen und frage meine Freundin, ob sie und ihr Mann es einrichten können. Wann es losgeht, wie lange der Flug dauert und so weiter, erfahre ich vom Sender im Laufe des Tages per Mail.«

»Alles klar.« Er leerte den Rest seines Kaffees und stellte ihre beiden Becher auf den Geschirrwagen. »Dann lass mir die Infos zukommen, sobald du sie hast. Ich freu' mich drauf.«

Sophie musterte ihn kritisch. Ihm schien das Missverständnis mit dem Date nicht peinlich zu sein.

»Ein Flug mit dem Zeppelin!« Er stieß sie auf dem Rückweg in die IT-Abteilung spielerisch mit der Schulter an. »Wenn du noch ein paar infizierte Mails anklicken willst, stelle ich sie dir gern persönlich zur Verfügung.« Seine Augen blitzten schelmisch und brachten sie zum Lachen.

Sophies Ersatzrechner wartete bereits. Sie nahm das Gerät, winkte Jan zu und kehrte an ihren Arbeitsplatz zurück. Hoffentlich bedauerte sie diese Einladung nicht.

3. Ein Telefonat mit der Freundin …

… war Balsam für Sophies Seele – normalerweise. Doch heute schlich sie um ihr Telefon herum. Sie tigerte durch ihre Zwei-Zimmer-Wohnung mit Kochnische, beschäftigte sich ausgiebig mit ihrem Abendessen und kümmerte sich um ihre Wäsche. Der Parkettboden glänzte staubfrei, der Esstisch hatte eine blitzblanke Glasplatte, die Oberflächen in der Küche waren sauber und das Geschirr in der Maschine verstaut. Bevor sie noch das Bad putzte, sollte sie ihr Telefon in die Hand nehmen.

Sie starrte das Gerät an wie die Schlange den Fakir. Fünfzehn Wochen Funkstille war eine lange Zeit für beste Freundinnen seit dem Kindergarten. Vorher waren sie selten mehr als zwölf Stunden ohne Kontakt. Sie wollte, nein, sie musste Lena heute anrufen. Der Flug war in fünf Tagen und sie hatte keine Ahnung, ob sie Zeit hatte. Oder Lust.

Ihr entfuhr ein freudloses Lachen. Letzteres war das größere Problem, nachdem sie ihre Freundin so grandios im Stich gelassen hatte.

Sophie ließ sich auf ihren blauen Zweisitzer fallen und zog die Beine an, das Handy in der Hand. Kurz schwebte ihr Daumen über dem Instagram-Icon, doch sie rief sich zur Ordnung und klickte auf Lenas Kontakt. Das Rufzeichen ertönte genau einmal, dann kam die Verbindung zustande.

»Ach was, dass du dich bei mir meldest! Ich fühle mich zutiefst geehrt.« Die ersten Worte ihrer Freundin trieften vor Ironie.

Sophie stützte ihren Kopf in eine Hand und holte Luft. »Es tut mir leid. Du hast jedes Recht, sauer zu sein.«

»Das will ich meinen!«

»Hast du die Mail bekommen?«, fragte Sophie defensiv.

»Die, in der du mir am Abend vor meiner Hochzeit erklärt hast, dass du die Stadt verlässt?«

Sie seufzte. »Ich hätte die Wahrheit auch lieber an einem anderen Tag erfahren. Danach konnte ich nicht … Ich meine, du hast fast den ganzen Ort eingeladen. Bitte, Lena. Es war so demütigend. Ich hätte es nicht ausgehalten.«

Das Schweigen wurde mit jeder Sekunde, in der es zwischen ihnen stand, unerträglicher. Damals hatte Lena auf ihre feige Nachricht nicht reagiert, deshalb gab es keinen Raum für Erklärungen, geschweige denn einen der Situation angemessenen Streit, der die dicke Luft beseitigt hätte. Je mehr Zeit verging, desto verzwickter wurde die Sache.

Sophie hatte häufig gegrübelt, wie sie wieder Kontakt aufnehmen könnte. Sie vermisste ihre beste Freundin und hatte sich viel zu lange nicht überwunden, die Mauer des Schweigens einzureißen. Unbehaglich nagte sie an ihrer Unterlippe.

»Ach, Süße«, erbarmte sich Lena endlich. »Ich kann mir vorstellen, dass das mies war. Aber es ist genauso übel, am Hochzeitsmorgen nach einer neuen Trauzeugin zu suchen.«

Sophie entschlüpfte ein Geräusch, von dem sie selber nicht wusste, ob es ein Schluchzer oder ein Lachen war.

»Und Jonas' Schwester war ein lausiger Ersatz, das kann ich dir sagen!«, schob ihre Freundin hinterher.

»Vielleicht habe ich etwas, das es dir erleichtert, mir zu verzeihen.«

Lena schnaubte. Sophie ließ sich nicht beirren und erzählte.

»Du hast was?«, brüllte Lena in ihr Handy.

Sophie lehnte sich angespannt vor und nippte an dem Wein, den sie zur Stärkung ihrer Nerven bereitgestellt hatte. »Unsere Geschichte war perfekt für den Aufruf des Senders. Sie handelt wie gefordert von Freundschaft und einem Zeppelin. Ich war mir sicher zu gewinnen, sofern ich telefonisch durchkam.«

»Und du hast alles im Radio erzählt, jedes peinliche Detail? Dir ist schon klar, dass SWR3 bei uns zu hören ist?«

»Na und? Sie zerreißen sich sowieso das Maul. Ich habe weggelassen, was Milo über mich verbreitet hat, alles andere hat sich ja herumgesprochen.«

»Stell dir vor, ich hätte in dem Moment Radio gehört. Ich wäre ausgeflippt«, sprudelte sie aufgekratzt hervor.

Sophie grinste. Das wäre sie. Lena war temperamentvoll und impulsiv. Gemeinsam waren sie oft von einer Peinlichkeit in die nächste Katastrophe

geschlittert. Aber sie hatten jede Menge Spaß dabei gehabt.

»Wie viele Tickets hast du gewonnen? Zwei?«, nahm Lena den Faden wieder auf.

»Vier. Jonas kann gerne mitkommen.«

»Klasse, und wer bekommt die vierte Karte?«

Sophie räusperte sich. »Na ja, die habe ich heute spontan verschenkt.«

Lena gab einen ächzenden Laut von sich. »Einfach so? Und wem?«

Bereitwillig erzählte Sophie von den morgendlichen Ereignissen.

»Jan also, hm? Ist er sexy?«

Sophie dachte an den gut gebauten ITler mit dem verschmitzten Lächeln. War er sexy? Und wie! Aber Jan war ein Kollege und damit tabu. Dass er sich seiner Wirkung auf Frauen bewusst zu sein schien, war ein weiteres K.-o.-Kriterium. »Das spielt keine Rolle. Er war hilfsbereit und geduldig. Ich wollte mich bedanken.«

»Mit einer Karte für einen Flug mit dem Zeppelin? Weißt du, was die wert ist?«

»Wofür soll ich sie aufheben?«, entgegnete Sophie. »Ich kenne in Stuttgart wenig Leute und habe kurzfristig null Alternativen.« Sie hatte sich keine Sekunde überlegt, was so ein Ticket kostete.

»Ach was, er gefällt dir, da machst du mir nichts vor. Aber ich freue mich für dich, wenn du der Liebe nach dem Fiasko mit Milo wieder einen Platz einräumst.«

Milo. Bei der Erinnerung an ihren Ex lief es Sophie heiß und kalt den Rücken hinunter. »Dieser Mistkerl war der Grund, dass ich die Firma und den Wohnort gewechselt und alle Kontakte abgebrochen habe. Dank ihm werde ich nie wieder eine Beziehung am Arbeitsplatz eingehen, da kannst du sicher sein. Ich konzentriere mich ausschließlich auf meinen Job. Ein harmloser Ausflug mit einem Kollegen ändert daran nichts, egal, wie gut er aussieht.« Das Thema regte sie so auf, dass ihr Ton unerwartet scharf klang.

»Wow, ist ja gut. Kein Grund, auszurasten«, besänftigte Lena sie. »Nicht jeder zieht nach dem Ende einer Beziehung ein so abgekartetes Spiel ab wie dein Ex.«

Sophie schluckte. In den Augen ihrer Freundin war es übertrieben gewesen, alles hinter sich zu lassen und neu anzufangen. Doch Lena hatte nicht mit dem Ex in derselben Firma gearbeitet und sich täglich spitze Bemerkungen angehört oder schräge Blicke ertragen. Sie arbeitete als freie Mitarbeiterin einer Zeitung und diverser Onlineplattformen überwiegend von zu Hause und hatte nie viel Zeit mit Kollegen verbracht.

»Dann kommt ihr am Samstag mit?«, wechselte Sophie das Thema. Sie biss sich auf die Lippe und hielt das Telefon unwillkürlich fester in der Hand.

»Auf jeden Fall. Dafür setze ich Himmel und Hölle in Bewegung. Falls Jonas etwas dazwischen-

kommt, bringe ich seine Schwester mit.« Sie lachte glucksend.

Sophie verdrehte die Augen. »Wehe. Was hältst du davon, wenn ich am Freitag zu euch komme und wir am Samstag gemeinsam nach Friedrichshafen fahren?«, schlug sie vor.

»Klar, warum nicht.«

Sophies Haltung lockerte sich. Das Projekt Versöhnung war geglückt. »Soll ich eine Flasche Hugo mitbringen?«

»Mach das. Am besten gleich zwei! Aber glaub nicht, dass deine Buße damit erledigt ist. Ich habe mindestens drei weitere Wünsche frei.«

Sophie stimmte ergeben zu. Wenn sie wieder Freundinnen waren, war sie zu fast allem bereit. »Wir sind nicht die einzigen Gewinner. Sie haben die Tickets einer ganzen Gondel verschenkt. Wir besichtigen den Hangar und es gibt Sekt und Häppchen.«

»Ich kann es kaum erwarten. Das wird genial.« Lena kicherte vor sich hin. »Weißt du, wie Jan hinkommt? Hat er ein Auto?«

»Ja, hat er. Ich habe ihm die Mail mit den Einzelheiten weitergeleitet. Er schrieb, er wird rechtzeitig in Friedrichshafen auftauchen.«

Es war spät, als Sophie mit einem Grinsen im Gesicht auflegte. Wieder mit Lena zu reden, hob ihre Laune gewaltig.

Zufrieden öffnete sie ihren Laptop und loggte sich in das Firmennetzwerk ein. Sie würde noch nach der Differenz bei den Rückstellungsbuchungen suchen. Sie hoffte, mit ihrem Einsatz in der neuen Firma Eindruck zu machen. Schließlich hatte sie sich vorgenommen, ihrem beruflichen Erfolg Priorität einzuräumen. Sie unterdrückte ein Gähnen und ignorierte, dass sie nur wenig Lust hatte. Es war alles eine Frage der Disziplin.

Leseprobe 2:

Wenn wir Frauen Uns einig wären

Von Jule Marek



Ein spannender Roman über vier Frauen und ihren Zusammenhalt. Wohlfühllektüre, die nachhallt, aus vier Perspektiven.

Das Mädchen hätte eine Chance, wenn sie sich einig wären. Doch in der Kleinstadt an Floridas Küste steckt jede Frau in ihrem eigenen Kampf.

Rics legt sich mit Lenies Verlobtem an, der daraufhin ihre Existenz bedroht und Sena für seine Zwecke missbraucht. Dabei bräuchte die vierzehnjährige Madlin Schutz, den sie ihr nur gemeinsam geben können.

Was sind die Frauen bereit aufzugeben, um sich zur Wehr zu setzen?

So unterhaltsam wie eine Romance, so spannend wie ein Krimi. Ein Roman, der nachhallt.

Kapitel 1: Madlin

Unten fiel die Haustür mit einem dumpfen Knall ins Schloss. Schwere Schritte hallten durchs Treppenhaus, langsam und schleppend. Madlins Puls schnellte von Ruhe auf Durchdrehen, noch bevor die Geräusche im Wohnzimmer verklangen. Sie rollte sich im Bett auf die Seite und zog die Knie an die Brust. Ihre Finger berührten das Handy, das eingesteckt auf dem Nachttisch lag, um die Digitalanzeige zu aktivieren. Ein Uhr vierunddreißig.

Die Decke hochgezogen bis zum Hals, lauschte sie hinunter ins Erdgeschoss. Leises Klirren. Sie hatte vor Augen, wie seine massige Hand die Vitrine öffnete, ein Glas nahm und es aus der schweren Karaffe halbvoll goss. Ein weiteres Klirren, diesmal dumpfer, eher ein *Klonk*. Er stellte den Whiskey auf den Glastisch, um leichter nachschenken zu können. Dabei war das heute nicht sein erster Drink.

Madlin schob Haarsträhnen hinter die Ohren, die wummernd pulsierten, so angestrengt horchte sie hinunter ins Erdgeschoss. Sie legte sich auf den

Rücken und wartete mit geschlossenen Augen. Dadurch sperrte sie aber auch ihr Zimmer aus, ihren geliebten Rückzugsort.

Ihre Mutter hatte es zu ihrem zehnten Geburtstag neu eingerichtet. Vor vier Jahren und zwei Monaten. Ihr letztes Geschenk an Madlin, bevor sie krank geworden war. Die weißen Möbel, der bunte Teppich und das Sofa mit Bergen von Kissen waren eine Fata Morgana ihrer Anwesenheit. Hier fühlte sie sich heimelig und sicher.

Außer wenn ihr Vater es betrat.

Letzte Nacht war er nicht heimgekommen. Er hatte wieder vergessen, dass sie in dem großen leeren Haus auf ihn gewartet hatte. Madlin war hin- und hergerissen, ob das besser war.

Tagsüber machte es ihr nichts aus, dass sie meist auf sich gestellt blieb. Doch wenn es draußen dunkelte, fand sie es gruselig. Es war mies, vergessen zu werden. Aber gerade hoffte sie darauf.

Die Stille im Erdgeschoss ließ ihre Atemzüge laut durch ihr Zimmer schallen. War er eingeschlafen? In dem Fall würde sie ihn morgen früh auf der Couch finden, total zerknittert und mit diesem säuerlichen Geruch. Doch sobald er eine Dusche genommen hatte, würde er sich wieder in Owen

Gilly verwandeln, den smarten CEO eines großen Unternehmens.

Der Mann, der unten in sein Glas starrte, verschwand dann hinter einer Maske. Geschmackvoll gekleidet und nach einem dezenten Aftershave duftend, war er glatt und hart wie Titan. Niemand merkte, was vor sich ging. Wie er wirklich war. Lag das an der Selbstdisziplin, die er ihr ständig predigte? Sollte er die doch gegen seine Sauferei einsetzen und nicht nur, um sie zu verstecken.

Nicht mal Onkel David wusste Bescheid und Madlin würde ihm nichts erzählen. Das würde ihr Vater nicht verzeihen. Ihre Beziehung zu ihm war schwierig genug, seit ihre Mutter keinen Puffer mehr bildete.

Ein ziehender Schmerz wanderte von ihrer Kehle zu den Schläfen. Sie kannte ihn, er kündigte Tränen an. Sie schnaufte und presste die Lider zusammen. Die Heulerei half ihr nicht weiter.

Gegen ihren Willen stieg die Erinnerung an ihre Mutter auf, blass und ausgezehrt im Krankenhausbett, als sie gestanden hatte, dass sie es nicht schaffen würde. Ein Tropfen quoll unter Madlins Lidrand hervor und rollte über ihre Wange in die Ohrmuschel.

Ihre Mutter hatte ihr von der schwierigen Familie ihres Vaters erzählt. Seiner problematischen Kind-

heit. Der Kontakt zu seinen Eltern war schon lange abgebrochen. Madlin hatte sie nie kennengelernt. Mama hatte gesagt, er wisse es nicht besser. Aber eines Tages würde er verstehen, was es hieß, ein Vater zu sein. Sie hatte Madlin beschworen, ihn nicht aufzugeben. Die Hand um die abgemagerten Finger gelegt, hatte sie es ihrer Mutter versprochen. Wenige Stunden später war sie tot gewesen.

Die Straßenlaterne zerpflückte die Dunkelheit in graue Schatten, die wie Monster im Rhythmus des Windes an ihrer Zimmerdecke tanzten. Doch Madlin fürchtete viel mehr, von ihrem Vater überrascht zu werden. Mit offenen Augen schaute sie an die Decke und wartete.

Ein Geräusch riss ließ sie zusammenzucken. Es war leise, kaum zu identifizieren, dann waren die Schritte wieder da. Sie kamen näher, die Treppe hinauf.

Madlin presste die Augen zu, um sich schlafend zu stellen. In ihrem Bauch zog sich alles zusammen. Abscheu kroch ihr in die Glieder.

Ihr Türschloss klickte, aus dem Flur schien ein Lichtstrahl auf ihr Bett.

Nicht schauen. Gleichmäßig atmen. Vielleicht …

»Warum schläfst du nicht?« Seine Zunge war schwer, die Worte genuschelt.

Madlin regte sich nicht.

»Ich weiß genau, dass du nicht schläfst. Du«, er schluckte, »du kannst mir nichts vormachen. Denkst wohl, ich merk das nicht, häh?«

Häh! In nüchternem Zustand würde er so einen Laut niemals von sich geben. Sobald der Alkohol einen bestimmten Pegel überschritt, übernahm eine andere Version von ihm die Herrschaft über seine Sprache. Wie ein Alien oder ein Dämon, der von ihm Besitz ergriff.

Vorsichtig linste Madlin durch ihre Wimpern. Seine große, breit gebaute Gestalt stand im Türrahmen. Er schwankte und hielt sich fest, als wäre er auf einem Boot. Schnell schloss sie die Lider wieder.

Er schaltete das Deckenlicht ein. »Wie sieht's hier überhaupt aus?«

Das war's, sie hatte verloren.

»Maddie? Hör auf mit dem Theater.« Mit zwei Schritten war er am Bett und zerrte an ihrer Decke. Mühevoll hielt er dabei das Gleichgewicht.

Instinktiv krallte Madlin die Hand in den Bezug und kämpfte dagegen an. Er riss ihn mit einem Ruck aus ihren Fingern.

»Ich bin ein guter Vater«, nuschelte er. »Ich werd dir beibringen, dein Zimmer nicht verkommen zu lassen. Steh auf!« Die letzten Worte schrie er so laut, dass der Wind erschrocken innehielt.

Sie holte Luft und bereute es sogleich. Der Geruch von Schweiß und Alkohol stieg ihr in die Nase. Ihre Kehle krampfte. Flach atmend kroch sie von der Matratze und duckte sich weg, außerhalb der Reichweite seiner langen Arme.

Auf dem Boden neben dem Schreibtischstuhl lag ein Slip, den sie nicht in die Wäsche geworfen hatte. Das T-Shirt von heute war von der Lehne gerutscht und daneben gelandet. Madlin duckte sich, hob die Sachen auf und legte sie zurück auf den Stuhl. Ansonsten gab es wenig zu beanstanden. Höchstens ihre Schultasche, die immer noch mitten im Raum stand. Sie vermied es, sich nach ihm umzusehen, während sie sie mit dem Fuß unter den Schreibtisch schob. Als sie ein paar Bücher auf dem Tisch stapelte, trat er einen Schritt näher. Sie zuckte zusammen und wich zurück, obwohl er es hasste, wenn sie schreckhaft reagierte.

Seine Augen wurden zu Schlitzen. »Hast du deine Hausaufgaben gemacht?«

Madlin überlegte fieberhaft. Nicken oder ihn darauf hinweisen, dass sie Ferien hatte? Sie konnte sich nicht entscheiden, was ihn weniger reizen würde.

»Antworte!«, donnerte er, sodass sie erneut zusammenzuckte.

Seine Hand fuhr vor und grabschte nach ihrem Ohr, das unter ihren schweren braunen Haaren verborgen war. Als er es verpasste, schlossen sich seine Finger um ein Büschel davon und rissen daran.

Madlin schrie auf.

»Wenn du glaubst, dass du nur deinem Onkel Rede und Antwort stehen musst, dann irrst du dich, hörst du? Deine Erziehung ist immer noch meine Sache.« Spucketröpfchen regneten auf sie herab.

Madlin rührte sich nicht und sagte keinen Ton.

Sie wusste, jedes Wort machte ihn zorniger. Stillhalten und schweigen, bis es vorbei war, dann kam sie glimpflich davon. Mit eingezogenem Kopf stand sie da und hoffte, dass er ihre Haare losließ.

»Du ...« Er verstummte. Hatte er den Faden verloren?

Madlin gab sich einen Ruck. »Es tut mir leid, Dad.« Sie sprach leise und mit hoher Stimme, um

ihn nicht zu reizen. »Ich gebe mir mehr Mühe, versprochen. Darf ich wieder ins Bett?«

Er schnaubte, dann gab er ihr einen Schubs Richtung Matratze. Ihr Knie schlug hart gegen den Bettrahmen. Sie konnte sich gerade noch mit den Armen abfangen.

»Schlaf jetzt. Und merk dir das«, lallte er und verließ das Zimmer.

Ihr Sichtfeld verschwamm. Die unmittelbare Gefahr war vorüber. Er würde nicht zurückkehren, das tat er nie. Heute war sie davongekommen, hatte nur ein paar Haare verloren, etwas brennende Kopfhaut und ein schmerzendes Knie. Nichts, was sie überschminken musste.

Sie stemmte sich hoch, wischte sich die Tränen von den Wangen und löschte das Licht. Sie wollte nur noch schlafen.

Am Morgen öffnete Madlin leise die Tür zum Flur. Er lag verlassen da. Sie eilte ins Bad und verriegelte das Schloss. Unter der Dusche untersuchte sie ihr Knie. Kein blauer Fleck, nichts, das man ihr ansah.

Der warme Kokon des Wasserstrahls taute sie nur an, aber er schenkte ihr die Illusion von Behaglichkeit. Es dauerte lange, bis sie den Hahn abdrehte. Sie rubbelte sich trocken, zog frische Kleidung an und kämpfte sich mit der

Bürste durch die verknoteten Strähnen, die ewig brauchten, bis sie geföhnt waren.

»Madlin, komm runter, frühstücken!«

Die Ringe unter ihren Augen hoben sich deutlich von der blassen Haut ab, die wie bei ihrer Mutter mit Sommersprossen gesprenkelt war. Die Iris wirkte fast schwarz, obwohl sie an guten Tagen zwischen dunkelblau und grün changierte.

»Madlin! Ich muss bald los. Beeil dich.«

Sie warf einen letzten Blick in den Spiegel, bevor sie widerwillig das Bad verließ. Am oberen Treppenabsatz lauschte sie. Unten war alles still, aber er war da. Er akzeptierte nicht, dass sie auf das Frühstück verzichtete. »Das ist die wichtigste Mahlzeit des Tages.« Bla, bla, bla. Zögernd setzte sie einen Fuß vor den anderen, die Stufen hinunter.

Er saß am Tresen wie ein Bollwerk, eine Tasse Kaffee in der Hand. Sein Blick lag auf seinem Tablet, zuckte nicht zu ihr. Sie stakste zum Kühlschrank und griff sich Milch und Orangensaft. Am Fenster blieb sie stehen und schaute hinaus.

Auf dieser Straße herrschte immer wenig Verkehr, heute war sie menschenleer. Die meisten Nachbarn waren in die Ferien gefahren oder hatten ihre Kinder ins Sommerlager geschickt, während sie selbst arbeiteten. Hier in *Spring Valley*, im

Speckgürtel von *Washington*, lebten alteingesessene und wohlhabende Familien, für die eine Villa mit Swimmingpool erschwinglich war. Ihr eigener blieb seit dem Tod ihrer Mutter leer. Sie waren beide zu selten zuhause. Es lohnte sich nicht, das Becken aufzufüllen und regelmäßig reinigen zu lassen.

»Ich muss nach Shanghai.«

Madlin sog Luft in die Lungen. Sie war nicht überrascht. Erst die Szene, dann die Reise.

»Ich habe deinen Onkel schon angerufen. Er erwartet dich in den nächsten zwei Stunden.«

Sie hätte nicht erleichtert sein dürfen. Er und David waren alles, was von ihrer Familie geblieben war. Sie sollte ertragen, was nötig war, um sie zusammenzuhalten. Aus dem Augenwinkel linste sie zu ihm hinüber. Falls er den Kopf für seine Ankündigung gehoben hatte, war der Moment der Aufmerksamkeit schon verpufft.

Sie holte sich eine Schüssel aus dem Schrank, füllte sie mit den süßen Kringeln und goss Milch dazu. »Wie lange?«

»Mindestens für einen Monat. Du musst deine Schulsachen mitnehmen.«

Dieses Mal trafen sich ihre Blicke, ein kurzer Kontakt wie der Griff auf eine heiße Herdplatte.

Madlin nickte, doch das sah er höchstens noch als Spiegelbild auf seinem Tablet.

Das neue Schuljahr würde in zehn Tagen beginnen. Es musste ihm heute Morgen wieder eingefallen sein. Ob er sich an die letzte Nacht erinnerte? Sie schielte zu ihm hinüber. Die grauen Haare am gesenkten Oberkopf kannte sie besser als den Rest seines Gesichts.

Sie setzte sich an den Tresen, der Barhocker zwischen ihnen blieb frei. Ihr Vater war breit gebaut. Es fiel ihm nicht auf, dass sie Platz ließ.

»Nimm dir ein *Uber*. Ich zahl's.«

Sie öffnete die App und bestellte einen Wagen, jedoch nur zur nächstgelegenen Metrostation. Ein stiller Akt der Rebellion. Aber es ersparte ihr, eine halbe Stunde zu laufen.

Als CEO war er oft unterwegs. Er hätte sich Angestellte leisten können, die auf sie aufpassten, aber Madlin war am liebsten bei ihrem Onkel. Doch ihr Vater bestand darauf, dass Madlin immer wieder in die Villa in *Spring Valley* zurückkehrte. »Damit du nicht vergisst, wo dein Zuhause ist.« Ab und zu putzte eine Haushaltshilfe das große, leere Haus und kümmerte sich um die Wäsche, mehr Personal hatten sie nicht. Für den Garten reichte es, wenn einmal im Monat jemand danach sah. Beim Gedanken an

die liebevoll angelegten Beete der Mutter presste sie die Lippen zusammen. Er hatte sie beseitigen lassen.

Sie kaute auf den inzwischen matschigen Getreideringen herum und nippte am Orangensaft. Ihre Kehle war eng. Schließlich leerte sie die Reste in die Spüle und stellte ihr Geschirr hinein. Es fiel ihm nicht auf, er war in seine Arbeit vertieft. Sie kehrte in ihr Zimmer zurück, um zu packen. Je eher sie sich auf den Weg machte, desto besser.

Madlin betrat die Metrostation *Tenleytown*. Sie beobachtete ihre Füße, wie sie einen Schritt vor den anderen setzten. Die Haare fielen ihr ins Gesicht. Dem Weg folgte sie, ohne hinzuschauen.

Erst als sie mit ihrem Ticket die Absperrung passierte, hob sie den Blick und wandte sich der Linie zu, die in die Innenstadt fuhr.

Mist. Da vorne stand Lynn in einer Gruppe von Mitschülern. Madlin hatte sich schon fast auf dem Absatz umgedreht, als Lynn den Kopf hob und sie erkannte. Sie unterdrückte ein Seufzen. Ergeben trottete sie hinüber.

»Hallo«, murmelte sie.

Lynn grüßte stumm zurück.

»Hey.« Miles grinste breit. »Auch hier?«

War ja nicht zu übersehen.

»Wohin gehst du?« Lynn war kaum zu verstehen.

»Zu meinem Onkel. Und ihr?«

»Shoppen, dann Kino.«

Madlin wurde nicht mal mehr gefragt, ob sie mitwollte. Verwundert registrierte sie den Stich dieser Erkenntnis.

»Magst du mitgehen?« Miles lächelte sie treuherzig an, als wollte er sie Lügen strafen.

Sie schüttelte den Kopf. »Keine Zeit.«

Micah stellte sich neben Lynn und hakte sich bei ihr ein. »Siehst du, hab ich gleich gesagt, dass sie nicht mitkommt. Macht sie doch nie.«

Madlin wich Micahs herausforderndem Blick aus, genau wie Lynn dem ihren. Sie musterte den Boden. Weiße Fliesen, schwarze Streifen und ab und zu ein platt getretener Kaugummi.

»Viel Spaß euch.« Madlin wandte sich ab. Abwenden hatte sie perfektioniert.

Als sie nach vierzig Minuten Fahrt und einmal Umsteigen die Metrostation *Benning Road* im Nordosten von *Washington* verließ, konnte sie sich kaum mehr an den Vorfall erinnern.

Davids Wohnung war nur hundert Meter entfernt. Sie klingelte und lehnte sich an den Tür-

rahmen. Es würde dauern, bis er öffnete. Ihr fielen die Augen zu.

Endlich klickte das Schloss. Sie lugte unter den Wimpern hervor. Seine dunkelblonden Haare waren verstrubbelt, das T-Shirt auf links gedreht und seine Shorts verknittert. Er hatte Druckstellen im Gesicht und blinzelte verschlafen aus seinen luftigen ein Meter neunzig auf sie herab. Ihm war anzusehen, dass er sich nach Owens Anruf nochmal umgedreht hatte.

»Was ist, kann ich reinkommen?«

Er trat zur Seite und machte ihr Platz. »Hallo David, ich freue mich, wieder mal bei dir zu sein. Wie geht es dir?«, soufflierte er munter, obwohl er das Bett gerade erst verlassen hatte.

Madlin gab ein Brummen von sich und ersparte ihm einen spöttischen Kommentar über seinen chaotischen Lebenswandel. Das war ihr Ausdruck von Zuneigung zu ihm. Er würde sowieso seine nächtlichen Recherchen vorschieben.

Er streckte den Arm aus und Madlin schreckte zurück. David zog die Brauen hoch. Er hatte nur die Tasche nehmen wollen, verdammt. Energisch drängte sie sich an ihm vorbei und warf das prall gefüllte Bündel auf den Boden.

»Alles in Ordnung?«

»Sicher, was soll sein?«

Sie folgte ihm in die Küche. Es war eine seiner besten Eigenschaften, dass er nicht nachbohrte.

»Kaffee?« Er hob fragend die Tasse, die zum steten Gebrauch griffbereit neben der Kaffeemaschine stand.

Madlin schnitt eine Grimasse. »Als ob.«

»Mir hilft das, wenn die Nacht kurz war.«

»Meine Nacht war nicht kurz«, pampte sie. Doch das hatte er nicht verdient. Er hatte sie nur aufgezogen. Sie bemühte sich um einen freundlicheren Ton. »Ich mag lieber Schokolade als dieses bittere Zeug.«

David grinste. »Du weißt, wo du sie findest. Bedien dich.«

Die beruhigende Routine des Zusammenlebens stellte sich umgehend wieder ein. Madlin verzog sich in ihr Zimmer. David verzichtete ihr zuliebe auf sein Arbeitszimmer, seit sie so oft zu Gast war.

Es bot kaum mehr als ein Bett, einen Schreibtisch und einen Kleiderschrank. Sie hatten gemeinsam zwei Wände himmelblau gestrichen, ein Poster von Hatsune Miku aufgehängt und die altmodischen Vorhänge durch ein Rollo ersetzt. Das genügte ihr, um sich wohlzufühlen. Sie warf sich auf das Bett, dem sie drei Kissen aus ihrem Mäd-

chenzimmer spendiert hatte, und steckte Kopfhörer in die Ohren.

In den ersten Stunden ihrer Anwesenheit war es besser, das Wohnzimmer nicht zu betreten. David brauchte Zeit, um das Chaos aus Gläsern, Flaschen und gebrauchten Tellern zu beseitigen. Mit seinem Schlafzimmer verhielt es sich ähnlich. Getragene Klamotten auf dem Bett und Boden und ein durchdringender Mief hielten sie zuverlässig fern. Er räumte erst auf, wenn sie da war, und bildete sich ein, ihr damit ein Vorbild zu sein. Danach arbeitete er in der Schreibtischecke im Wohnzimmer an seinem Laptop. David war freischaffender Journalist. Seine Wohnung bot viel weniger Platz als das Haus in der Vorstadt, aber es war gemütlich. Madlin nahm ihr Handy und öffnete YouTube. Damit hielt sie sich vom Grübeln ab.

Gegen vier zog der Duft nach Knoblauch und Gebratenem in ihr Zimmer. Sie wartete noch ab, damit sie nicht helfen musste. Sie hasste es, wenn die Finger nach Zwiebeln rochen. Als sie die Küche betrat, beugte David sich über eine Pfanne mit Hacksauce und probierte. Perfektes Timing.

»Riecht gut.« Sie holte zwei Teller aus dem Küchenschrank. »Hast du an den Parmesan gedacht?«

David ließ die Spaghetti in die Sauce plumpsen und machte einen Satz rückwärts, um den Spritzern zu entkommen.

Madlin grinste.

»Ist dauerhaft im Vorrat, ich bin ja lernfähig.« Er stellte die Pfanne auf den kleinen Tisch, der gerade so in die Küche passte.

Madlin wurschtelte im vollgestopften Kühlschrank herum, bis sie den Käse fand, und legte ihn und die Reibe neben ihren Platz. Sie setzte sich ihm gegenüber und schöpfte sich großzügig den Teller voll.

»Spaghetti-Tag ist der beste Tag der Woche«, sagte sie zufrieden und rieb sich eine dicke Schicht Käse auf ihr Essen.

»Wo ist Owen diesmal hin?« Die feinen Linien um seine blauen Augen vertieften sich, wenn er von seinem Schwager sprach. Die beiden gingen sich lieber aus dem Weg.

Madlin hatte sich zu viel in den Mund gestopft. »Nach Asien«, nuschelte sie. Konzentriert drehte sie die nächste Portion Spaghetti auf den Löffel. Sie unterdrückte ein Gähnen.

»Wieder nicht gut geschlafen?«

»Es wird langsam.« Sie wich seinem forschenden Blick aus. »Vielleicht habe ich zuhause eine Wasserader unter dem Bett.« Sie grinste schief und füllte sich Salat auf den Teller. »Hier schlafe ich dafür umso besser.«

»Wasserader, hm?« David warf ihr einen skeptischen Blick zu. »Was hältst du von einem Urlaub, bevor in knapp zwei Wochen die Schule beginnt? Vielleicht hilft das.«

Überrascht sah sie auf. »Ganz spontan?«

»Irgendwas wird sich finden.« Er zuckte die Schultern. »Ich habe gerade nicht viel zu tun. Die paar Artikel kann ich im Liegestuhl schreiben.«

»Das fände ich klasse!«

»Wie wäre es mit Florida? Meer und Strand, ein kleines Hotel, irgendwo in der Provinz.«

Eine Erinnerung überschwemmte sie. »Kann ich einen Tauchkurs machen?«

David verengte die Augen. »Bist du dafür nicht zu jung?«

Madlin schüttelte den Kopf. »Der Open Water Diver ist ab zwölf.« Bei dem Gedanken daran wurde sie hellwach.

Er biss auf seinen Spaghetti herum. Sie zappelte mit den Beinen.

»Ich habe keinen Tauchschein und kenne mich damit nicht aus.« Seine mangelnde Begeisterung

war nicht zu übersehen. »Ich schätze, dafür brauche ich Owens Einverständnis.«

»Schreib ihm eine Mail.« Beschwörend starrte sie ihn an. In Gedanken beeinflusste sie ihn wie in den Mangas mit bunt schillernden Wellen purer Emotion. Was konnte sie anbringen, um ihn zu überzeugen? »Mama wollte ihn mit mir machen, sobald ich alt genug bin.«

Seine Miene verbarg seine Betroffenheit nicht. Madlin bekam ein schlechtes Gewissen. Aber er wusste, dass Emily eine Wasserratte gewesen war. Ihr hätte das gefallen.

»Ich schau mal, was ich finde.«

David schrieb den ganzen Nachmittag an seinem Artikel. Am Abend rief er einen Freund in Fort Lauderdale an, der dort bei der Zeitung arbeitete. Der empfahl ihm ein Hotel in einem Ort namens Richport, zwei Stunden weiter nördlich. Es war kurzfristig buchbar. Die Bilder zeigten eine üppige Vegetation mit Palmen und Strandkiefern, einen breiten Strand und eine Hauptstraße, an der es ein paar Läden und ein Diner gab. Unspektakulär, aber Madlin gefiel es.

Auf der Webseite der Unterkunft stand, dass sie Tauchkurse und Ausflüge zum Riff vermitteln würde. Beim Anblick der Bilder von der Unter-

wasserwelt kribbelte die Vorfreude in ihr. Zum ersten Mal seit Monaten, wie ein eingeschlafener Fuß, der seine Taubheit verlor.

David buchte den Aufenthalt. Sobald er seinen Artikel abgeschlossen hatte, würden sie fliegen.

Kapitel 2: Lenie

Lenie zog sich mit dem Stielkamm vorsichtig eine blonde Locke aus den nach hinten gebundenen Haaren, damit sie sich wie zufällig an ihrer Schläfe kringelte.

Kritisch musterte sie ihr Outfit im Spiegel. Die enge Jeans war attraktiv, aber nicht zu sexy. Ihre Bluse wirkte verspielt. Sie gefiel ihrem Verlobten, das hatte er mal erwähnt. Zufrieden nickte sie.

Zehn vor sieben. Der Diner, in dem sie verabredet waren, lag nur zweihundert Meter die Straße runter. Besser, sie wartete fünf Minuten. Kenneth erschien nie zu früh und sie saß ungern allein am Tisch.

Ihr prüfender Blick schweifte durchs Zimmer. Sie nahm die Vase mit in die Küche, erneuerte das Wasser und rückte die Blumen zurecht. Danach zupfte sie die Tischdecke gerade, stapelte Tageszeitung und Zeitschriften ordentlich und faltete die Decke vom Sofa neu. Es war alles aufgeräumt und

gemütlich, falls Kenneth nachher mit zu ihr kommen würde.

Fünf vor sieben. Gemächlich zog sie die Stiefel an und nahm die Jacke vom Haken. Sie griff sich ihre Handtasche und schloss die Wohnungstür hinter sich.

Im August war es in Florida meistens heiß und feucht, doch nicht heute. Ein böiger Wind wirbelte Blätter und Staub durch die breite Hauptstraße von Richport, in der sich zweistöckige Gebäude mit Geschäften und Büros aneinanderreihten. Sie winkte der Nachbarin von gegenüber, die ihren kleinen Hund ausführte. Mr. Godner – sein Sohn war in ihrer Klasse – hob grüßend die Hand, als er seinen Chevrolet für sie abbremste.

Der hell erleuchtete Diner war der Treffpunkt der Einheimischen. Lenie öffnete die Tür. Ein leises Klingeln ertönte. Die Stimmen der Gäste und der leckere Duft nach Burger und Frittiertem zogen sie hinein.

Gegenüber schlug die Schwingtür der Küche auf und rumste gegen die Wand. Sena eilte heraus, drei volle Teller in der Hand. »Kenneth ist noch nicht da«, rief sie ihr zu und fegte wie ein Tropensturm durch das Lokal. Keine dreißig Sekunden, bis das Essen ausgeteilt war und sie wieder hinter dem Tresen stand, um das nächste Bier zu zapfen.

»Hallo, Sena.« Lenie legte die Hand um den Holm der Theke. »Er kommt sicher gleich.« Die Einrichtung mit den rot bezogenen Bänken und dem Schachbrettboden war typisch für einen Diner. Außer den Hockern links und rechts waren nur zwei der fest installierten Tische frei.

Sena stellte das gefüllte Bierglas aufs Tablett, nahm ein halbvolles und versah es mit einer perfekten Schaumkrone. Ihre Augen, denen man die Asiatin ansah, huschten rastlos durch den Raum, um jeden Wunsch ihrer Gäste sofort mitzubekommen, während sie sich zu ihr über den Tresen beugte. »Ist heute der große Tag?«

Lenie nickte. Ihr Griff um den Holm wurde fester.

Sena reckte den Daumen. »Wird auch Zeit, dass du ihm sagst, was du willst.« Das empfahl sie ihr nicht zum ersten Mal. »Zu hoffen, dass er es von selbst merkt, bringt dich nicht weiter.«

Lenie drückte ihren Brustkorb durch. Senas Anwesenheit würde ihr ein Ansporn sein.

Die Tür wurde aufgerissen, das Glöckchen schepperte wild. Lenie wandte sich um.

Kenneth stand im Türrahmen, sein dunkles Haar war vom Wind zerzaust. Ein schickes blaues Hemd spannte über seinen Schultern und unter-

strich seine gebräunte Haut. Ein Lächeln stahl sich auf ihr Gesicht. Dieser Mann gehörte ihr!

Er schaute sich um. Es war seine geheime Superkraft, dass er die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich zog. Schließlich landete sein Blick auf Lenie. Er trat zu ihr und schlang seine Arme um ihre Hüften, hob sie hoch und wirbelte sie herum.

»Hallo, meine Schöne.« Seine Stimme war im ganzen Lokal zu hören. »Hast du schon einen Tisch ausgesucht?«

»Das wollte ich dir überlassen«, murmelte sie.

Dem kleinen für zwei Personen in der Mitte des Raums schenkte er keine Beachtung. Stattdessen zog er sie zum Vierertisch an der Fensterfront und ließ sich auf die Bank mit Blick zur Straße fallen. Sie nahm gegenüber Platz.

Am Nebentisch saß eine Frau mit dickem Zopf und goldbrauner Haut allein vor einem gefüllten Teller. Sie hatte ein Buch in der Hand. Aber sie musterte Lenie und Kenneth völlig unverblümt und nickte ihr zu. Dabei war sie ihr nicht bekannt. Lenie zupfte die Speisekarte aus dem Ständer, um sich dahinter zu verstecken. Bei der Wahl des Essens ließ sie sich Zeit.

»Du siehst bezaubernd aus.« Kenneth fuhr mit einem Finger zärtlich an ihrer Wange entlang.

»Ich liebe diese Locke. Ich glaube, sie ist das aufsässigste Detail an dir.«

Lenie lehnte sich nach vorn und verwob ihre Finger mit seinen. Sich an ihn zu schmiegen war, als hätte man eine stabile Wand im Rücken. Bei ihm konnte sie sicher sein, dass sie an seine Seite gehörte. Ein Gefühl, das sie in der Kindheit herbeigesehnt hatte. »Wie war dein Tag?«, fragte sie sanft.

»Langweilig.« Eine Falte grub sich in seine Stirn. »Ich wünschte, mein Vater würde mir endlich einen Fall überlassen, der mehr erfordert, als Formulare auszufüllen.«

Lenie unterdrückte ihr Seufzen.

Kenneth war einunddreißig, er hatte die Studienzeit ausgeschöpft und war viel gereist. Im Berufsleben stand er erst seit knapp einem Vierteljahr. Ihrer Meinung nach hätte er seine Anwaltslaufbahn lieber nicht in der väterlichen Kanzlei begonnen. Die beiden waren sich selten einig. Doch sie redete ihm nicht rein.

Ihr Alltag als Lehrerin an der Highschool war weniger Kenneths Sache. Er fragte selten danach, aber das machte ihr nichts aus.

Als Sena die Bestellung aufgenommen hatte, nickte sie Lenie auffordernd zu. Ihr Vorhaben, richtig! »Kenneth?«

Sein schweifender Blick kehrte zu ihr zurück. »Ja, meine Schöne?«

Sie sonnte sich in seiner Aufmerksamkeit und rutschte in eine aufrechte Position. »Es würde mir viel bedeuten, einen Termin festzulegen.« Sie legte all ihre Liebe in ihre Miene, denn es war nicht ihre Art, Forderungen zu stellen. »Meinst du nicht, es wäre an der Zeit?«

Seine streichelnden Finger kamen ins Stocken.

»Einen Termin für unsere Hochzeit«, verdeutlichte sie. »Wir sind über zwei Jahre verlobt und seit fünf Jahren ein Paar.« Ihr Lächeln bat ihn gleichermaßen um Verständnis und Verzeihung für ihr Vorpreschen.

»So lange?« Kenneth lehnte sich auf der Bank zurück, dabei lösten sich ihre Hände. »Es kommt mir vor wie gestern, dass ich dich gefragt habe.« Er schmunzelte.

»Ich werde nächsten Monat einunddreißig«, betonte sie und erwiderte sein Lächeln. Dabei versuchte sie, die Frau auszublenden, die ihr Gespräch aufmerksam verfolgte.

Kenneth atmete ein und ließ die Luft betont langsam aus seinen Lungen strömen. Lenies Anspannung stieg.

»Du hast vollkommen recht, dass es an der Zeit ist, meine Liebste.« Seine Stimme war laut genug,

dass sie bis zum Tisch daneben trug. »Aber da ist eine Sache, die ich vorher erledigen muss.«

Lenie krauste die Stirn. »Erledigen?«

Kenneths Lächeln wurde breiter. Er legte seine Arme links und rechts über die Lehne der Bank. »Das, mein Schatz, wollte ich dir heute erzählen.«

Sie stutzte. Eigentlich war sie es gewesen, die das Essen im Diner initiiert hatte, um ihren Wunsch vorzutragen. Doch sie sagte sich, dass der Gedanke kleinlich war.

»Ich werde ein Hotel bauen, hier in Richport, einen richtigen Palast mit einem sensationellen Ambiente.« Er schwenkte seinen Arm im hohen Bogen, als servierte er ein Kunstwerk auf einem Silbertablett. »Du wirst staunen, wenn ich dir die Pläne zeige. Unsere Hochzeit wird die erste große Veranstaltung und der krönende Abschluss des Projekts.«

»Ein Hotel? Was hast du mit einem Hotel zu schaffen?«, hakte sie nach.

»Dummerchen. Ich habe nicht vor, es zu führen. Ich plane es, organisiere die Finanzierung und lasse es bauen. Sobald alle Vorbereitungen abgeschlossen sind, noch vor dem Spatenstich, werde ich einen Betreiber dafür finden.«

Lenie wünschte sich, er würde leiser sprechen. Sie konnte die Ohren der Frau neben ihnen wachsen sehen.

»Ich werde etwas Eigenes erschaffen, verstehst du?« Kenneth beugte sich vor. »Ich werde Richport voranbringen und den Tourismus auf ein anderes Level heben.« Selten hatte sie ihn so euphorisch erlebt. Er wackelte mit den Augenbrauen. »Das hättest du nicht erwartet, oder? Es wird eine große Sache. Und dank Wyatt ist die Baugenehmigung so gut wie erteilt.«

Der Mann ihrer Freundin Aida arbeitete in der Stadtverwaltung, doch für so ein Vorhaben würde Wyatt sicher die Zustimmung des Stadtrats brauchen. Kenneths Zuversicht erstaunte Lenie. »Was ist mit deiner Arbeit?«

»Ich werde das nebenher stemmen. Die Anwaltssache läuft ja erst langsam an. Da bin ich flexibel.«

Lenie nickte zögernd. »Und wie willst du das bezahlen? Das ist doch bestimmt unglaublich teuer.«

Sehr viel teurer als eine Hochzeit. Da von ihnen eine große Feier erwartet wurde, sparte sie für ihren Beitrag schon seit der Verlobung.

Aber Kenneth hatte eine reiche Familie im Rücken.

Sein Gesicht leuchtete auf. »Ein großer Investor aus Miami hat zugesagt, achtzig Prozent der Kosten zu übernehmen. Ich trage selbst nur zehn Prozent und für den Rest findet sich eine Lösung. Ist das nicht großartig?« Er zwinkerte ihr zu. »Du kennst ihn übrigens.«

»Aus Miami?« Lenie strich ihre Serviette glatt. »Meinst du Michael den Dritten?«

Er war ein Studienkollege von Kenneths Vater und Klient der Kanzlei. Seine Familie war so reich, dass ihn ein paar Millionen nicht juckten.

Kenneth grinste und legte den Finger an die Lippen. »Pst, nichts verraten. Ich habe versprochen, dass sein Name nicht publik wird.«

Ihr Blick kreuzte sich mit dem der Frau vom Nebentisch. Sie starrte herüber und hob die Brauen, als würde sie auf etwas warten.

»Hast du das ganze Projekt schon geplant und durchkalkuliert?« Lenie knüllte die Serviette in ihrer Hand. O*hne mich einzubeziehen?*, dachte sie. »Wann hattest du vor, mir davon zu erzählen?« Ihr Ton war zu forsch geraten. Sie linste zu Kenneth, doch er verzog keine Miene. Sie wollte ihn ja nicht zur Rede stellen, war nur besorgt, dass er sich verrannte. Seltsamerweise nickte die Frau.

»Heute natürlich! Du denkst doch nicht, dass ich dich in so wichtige Entscheidungen nicht einbeziehen würde?«

Nein, natürlich nicht.

Sena brachte die Teller mit den Burgern. Lenie lockerte ihre verkrampfte Hand.

Kenneth biss in seinen Burger.

Lenie schaffte es nie, von dem Monstrum abzubeißen. Sie legte den Deckel beiseite, spießte mit der Gabel hinein und schnitt sich ein Stückchen ab. »Ein Hotel bauen, dauert das nicht mindestens zwei Jahre?«

Mit der Serviette wischte er sich Finger und Mund ab. »Ist ein kluges Köpfchen, meine Verlobte.« Er zog ihre Hand an seine Lippen und hauchte einen Kuss darauf. »Aber lass uns von etwas anderem sprechen. Es ist bis auf Weiteres kein Thema für die Öffentlichkeit, verstehst du? Die Verträge sind gerade erst in Arbeit. Feiern wir lieber!« Er drehte sich zur Bar und winkte Sena heran.

Die Frau hinter ihm sah unverwandt zu Lenie hinüber und zuckte mit dem Kinn in ihre Richtung. Mit der Hand deutete sie erst auf Kenneth und formte dann energisch Kreise. Es war eine Aufforderung. Aber Lenie zögerte. Vielleicht war es der falsche Moment für ihr Vorhaben.

Sena trat an den Tisch. »Was kann ich für euch tun?«

»Bring uns zwei Gläser Blubberwasser, aber vom Besten«, sagte Kenneth. »Wir haben was zu feiern.«

Sena schlug die Hände zusammen und strahlte. »Gibt es einen Anlass, den man erfahren darf?«

Kenneth winkte ab. »Tut mir leid, das bleibt noch ein Geheimnis.«

Sie zog eine Schnute, aber hakte nicht nach. Lenie senkte den Blick.

Es fiel ihr schwer, ihr Essen zu genießen. Kenneth winkte mal dem einen, mal dem anderen Bekannten und registrierte nicht, wie still sie war. Sollte sie ihr Anliegen ruhen lassen?

Der Zusammenhang zwischen Hotel und Heirat wollte sich ihr nicht erschließen.

Sie rechnete nach: Zwei Jahre warten, dann Hochzeit und Schwangerschaft. Das dauerte ungefähr ein weiteres Jahr. Erstes Kind mit vierunddreißig. Bei einem Abstand von drei Jahren wäre sie beim zweiten schon fast achtunddreißig. Aber nur, wenn alles klappte. Beim Grübeln schob sie sich Pommes um Pommes in den Mund.

Sie hob den Blick. Die dunklen Augen ihrer Nachbarin bohrten Löcher in ihre Haut, die kräftigen Brauen zogen sich zusammen. Sie hatte einen

riesigen Burger mit Salat vernichtet, nun stand ein warmer Apfelkuchen mit Eis vor ihr. Weshalb schaute sie so grimmig?

»Isst du deinen Burger noch?« Kenneth vertilgte Berge und aß schnell, schneller als sie.

Meistens überließ Lenie ihm einen Teil ihres Tellers. Sie brauchte nicht so viel, blieb dadurch leichter schlank. »Ich schneide dir ein Stückchen ab«, sagte sie entgegen ihrer Gewohnheit. Ihr war heute nicht nach teilen. »Mittags kam ich nicht zum Essen, ich habe ordentlich Hunger.«

»Wenn du meinst.« Sie sah seinen Blick kurz auf ihrem flachen Bauch verweilen. »Dann bestelle ich mir einen Brownie, das macht auch satt.«

Unbehaglich schaute Lenie auf ihren Teller. In Gedanken suchte sie nach einer Lösung. Vielleicht musste sie deutlicher werden, auch wenn ihr das schwerfiel? Weil er es sonst nicht verstand. »Kenneth, warum willst du mit dem Heiraten warten, bis das Hotel steht? Das ist doch ewig hin! Weißt du, ich werde nicht jünger.«

Er sah von der Speisekarte auf.

Das Stimmengewirr der anderen Gäste drängte auf Lenie ein und nahm ihr die Luft zum Atmen. Oder war es sein Gesichtsausdruck?

»Ich hatte auf mehr Verständnis gehofft, Helene. So ein Projekt wird meine ganze Energie

erfordern. Ich werde nicht die Zeit haben, über Gästelisten zu brüten und Tischordnungen zu puzzeln. Du hast doch einen Job, der dich ausfüllt. Kinder gibt es dort auch genug. Wir haben keine Eile.«

Lenie dachte an ihr Hochgefühl zu Beginn des Abends. Das hatte er auf den Boden geholt. Zum Absturz gebracht. Und dann dieser Name: Helene. So hatte ihre Tante sie immer genannt, bevor sie ihre Enttäuschung über den eigenen verpfuschten Lebensweg auf Lenies Kinderschultern abgelegt hatte. Er wusste das.

Sie starrte auf den Tisch, fühlte sich wie ein gescholtenes Kind. Dabei war sie erwachsen.

Wie sollte sie ihm erklären, welche Schmach sie empfand, wenn ihre ehemaligen Klassenkameradinnen sie zu Hochzeiten und Babypartys einluden? Nur sie, die am längsten einen Freund hatte, war ohne Pläne. Seit Jahren. Doch ihr Zwerchfell blockierte. Es ließ kein Wort über ihre Lippen kommen.

Lenie zwang sich dazu, sich zu erinnern, wie dankbar sie für seine Liebe war. Sie sollte ihn nicht vor den Kopf stoßen. Sonst verdiente sie ihn nicht.

Kapitel 3 Rics

Rics konnte die Szene vor ihr kaum fassen. Was war nur mit dieser Frau los? Sie hing zusammengesunken in der Bank. Hatte sie ihr Rückgrat zuhause vergessen? Oder hatte sie nicht gemerkt, was ihr Verlobter für eine Schmierenkomödie mit ihr abzog?

Er durfte damit nicht durchkommen, das könnte sie nicht ertragen. Ungeduldig wartete sie, dass diese Lenie ihr Kinn reckte und ihm Kontra gab. Ihr Anliegen war schließlich gerechtfertigt. Doch nichts geschah. Er sah aus, als würde er Hof halten, während seine Braut fast unter dem Tisch verschwand. Rics' Puls raste in ihren Ohren.

Endlich hob die Frau den Kopf. Ihr Blick irrte umher, bis er an Rics hängen blieb.

Du musst dich wehren!, dachte Rics. Lenie musste unbedingt begreifen, wie lächerlich seine Argumente waren. Rics sah zu ihr hinüber und verdrehte langsam und ausdrucksvoll ihre Augen.

Zu spät registrierte sie, dass Kenneth sich umgewandt hatte und ihre Mimik verfolgte. Sie hob provozierend die Brauen. Adrenalin durchflutete sie. *Das bist du nicht gewohnt, was?*

»Darf ich fragen, worüber Sie hier die Augen verdrehen?«, herrschte er sie mit finsterer Miene an.

»Ich glaube nicht, dass Sie das wissen wollen«, entgegnete Rics mit eisigem Grinsen.

»Oh doch, das will ich. Sogar ganz genau«, schnauzte er zurück und spießte sie mit Blicken auf. Eine Ader pulsierte an seinem Hals.

Rics stützte die Hände auf den Tisch und stemmte sich hoch. Das konnte er haben. »Ich war neugierig, wie Ihre emanzipierte Verlobte mit Ihrer manipulativen Gesprächsführung umgeht. Es war nicht zu überhören und spannender als mein Buch. Wie aus einem Fünfziger-Jahre-Film.«

Lenie schüttelte den Kopf.

Aber Rics konnte sich nicht mehr bremsen. »Selbstherrliche Entscheidungen, Herablassung, verdrehte Schlussfolgerungen, Themenwechsel – es war alles dabei.« Sie schäumte wie Brandung, die gegen die Küste schlug. »Ich wollte Ihre Lenie ermutigen, dagegenzuhalten. Aber sie hat leider nicht die Kraft dafür. Deshalb ordne ich Ihr Verhalten gerne mal ein: Bei Ihnen beiden kann von partnerschaftlicher Auseinandersetzung auf Augenhöhe keine Rede sein.« Sie wandte sich an Lenie. »Miese Voraussetzungen für eine Ehe!

Schießen Sie ihn lieber ab, anstatt auf bessere Zeiten zu hoffen.«

Kenneth sprang auf. »Was glauben Sie, wer Sie sind?«, blökte er. »Wie kommen Sie dazu, unsere Unterhaltung nicht nur zu belauschen, sondern auch zu kommentieren?« Es gab niemanden mehr im Diner, dessen Aufmerksamkeit nicht auf ihnen lag.

Lenies zierliche Gestalt wurde mit jedem Wort schmaler. Sie rutschte noch tiefer auf der Bank.

Rics' Rage schwand. Sie hatte ihr den Rücken stärken wollen. Stattdessen litt die Frau mehr als zuvor. Wegen ihr. Verdammt.

Rics zog einen großen Geldschein aus der Tasche und legte ihn neben den Teller.

»Was ist hier los?« Die Besitzerin des Diners zwängte sich zwischen den Tischen zu ihnen durch. »Können wir uns alle mal beruhigen?«

»Entschuldigen Sie, Sie haben recht.« Rics schob sich aus der Bank. »Das Ganze geht mich nichts an, ich hätte mich raushalten sollen. Mein Verhalten war unangebracht.«

Kenneth starrte sie an. Sprachlos. Ob das der Tatsache geschuldet war, dass sie die Auseinandersetzung abbrach, oder dass er das Kinn heben musste, um mit ihr auf Augenhöhe zu sein, konnte sie nicht sagen. Es war vermutlich eine seltene

Erfahrung für ihn. Ihr entschlüpfte ein spöttisches Geräusch, als er ihr widerstrebend Platz machte. Sie nahm Jacke und Tasche von der Bank und verließ schnellen Schrittes den Diner.

Fluchend stapfte sie durch die stürmische Nacht. »Warum kannst du nicht die Klappe halten? Nur einmal. Die nette, zurückhaltende Frederica wolltest du sein. Höflich und liebenswürdig. Nicht in die Karten schauen lassen. Weder mit deinen Prinzipien hausieren noch mit deinen Überzeugungen. Wenn sie sich von diesem Kerl aus lauter Angst vor Auseinandersetzung manipulieren lässt, dann ist das ihre Entscheidung! Halt. Dich. Raus. Aber nein, nicht nur, dass du lauschst und dich einmischst, du ...«

Rics stockte. Ein älterer Herr, der seinen widerstrebenden Hund durch die Nacht zerrte, warf ihr verwunderte Blicke zu. Sie hatte sich heute genug zum Narren gemacht. Kein Grund, sich den Ruf der Stadtirren zuzulegen, die lauthals Selbstgespräche führte. Dabei hielt sie ständig welche. Meistens nur im Kopf, aber wenn es hart auf hart kam, auch laut.

Rics bog auf die Straße zu ihrem Haus ein. Ab hier lief sie im Slalom um riesige Pfützen. Große Teile des Asphalts waren aufgebrochen. »Das ver-

dient die Bezeichnung Straße nicht. Mit dem Auto ist sie höchstens im Schritttempo befahrbar«, grummelte sie. Es war die Sackgasse zu ihrem Häuschen, das sich am äußersten Ende des Strandes befand.

Rics sah zu den Palmen und Strandkiefern hinauf, die heftig wogten. Wenn der Wind beschloss, sich mit Munition gegen sie zu versorgen, wollte sie es wenigstens kommen sehen.

Gedanken wie ein Gummiball.

Platsch. Sie hatte einen der Krater übersehen. Mit einem Fuß stand sie mittendrin. Wasser schwappte über den Rand ihrer Chucks und durchweichte sie, während sie gefährlich ins Wanken geriet. Mit den Armen ruderte sie sich zurück ins Gleichgewicht. Schwimmen ging sie lieber im Meer. Sie zog den Fuß aus der Drecklache, schaute auf den ruinierten Schuh und schwankte zwischen Verzweiflung und einem hysterischen Lachanfall.

Rics brauchte ein Ventil. Sie holte Luft und schrie in den tosenden Sturm, brüllte ihren Unmut heraus. Das Kratzen im Hals ignorierte sie und legte nach einer kurzen Atempause ein zweites Mal los. Wenn das kein weiterer Beweis für ihren Schaden war. Aber die Spannung im Zwerchfell löste sich.

Begleitet vom Quatschen des bis zum Rand mit Pfützenwasser gefüllten Schuhs, brachte sie die letzten Meter zum Haus hinter sich. Vor der knallroten Haustür leerte sie das Wasser aus dem gefluteten Treter. In der Diele hängte sie die Jacke an die Garderobe und stellte den trockenen Sneaker in die Abtropfschale. Den nassen nahm sie mit, um ihn mit Zeitungspapier auszustopfen. Im Kopf verfasste sie währenddessen einen Beschwerdebrief. Die Zufahrtsstraße war in einem unzumutbaren Zustand. Ein sintflutartiger Regenguss, in Florida nicht ungewöhnlich, würde sie unterspülen. Dann wäre sie unpassierbar.

Rics' Ärger setzte Energien frei. Also öffnete sie trotz der späten Stunde den Laptop und suchte die Mailadresse der Stadtverwaltung heraus. Dabei stieß sie auf die Ankündigung einer öffentlichen Sitzung des Stadtrats. Die Einreichungsfrist für Anträge endete in zwei Tagen. Das war perfektes Timing und vermutlich der schnellste Weg. Sie formulierte die Anfrage zur Sanierung der Straße und schickte sie ab. »Wär doch gelacht, wenn sich dieses Ärgernis nicht lösen lässt«, murmelte sie vor sich hin.

Zufrieden, dass sie wenigstens ein Problem einer Lösung zugeführt hatte, ließ sie sich auf den alten Zweisitzer mit der bunten Patchworkdecke fallen. Er

stellte im Raum das Wohnzimmer dar. Ihre Beine ragten über die Armlehne hinaus. Sie legte den Unterarm auf die Stirn und sah an die Decke. Sofort hatte sie wieder das Paar vor Augen. Lenie und Kenneth.

Lenie kam ihr wie ›Everybody's Darling‹ vor, ein Typ Frau, den Rics insgeheim beneidete. Sie stellte es sich bedeutend angenehmer vor als ihre eigene, auf Krawall gebürstete Art. Doch dafür müsste sie ihre Standpunkte im Keller vergraben, sich bei jedem Wort überlegen, wem man damit auf die Füße trat, und lächeln. Immerzu freundlich und aufmerksam sein. Zumindest als Frau. Rics hätte wetten können, dass Lenie ein riesiges soziales Umfeld hatte, das sie für die Beste hielt.

Ausgerechnet Lenie hatte sich einen Partner gesucht, der auf ihre Kosten seinen Egotrip auslebte. Vermutlich bewunderte sie ihn für seine Macherqualitäten. Aber in dieser Beziehung spielte sie eine untergeordnete Rolle. Warum merkte sie das nicht? Irgendwann würde sie heulend zusammenbrechen, davon war Rics überzeugt. Oder sie würde erst in den Wechseljahren merken, dass sie zwanzig Jahre lang über den Tisch gezogen worden war. Vorher wäre sie damit beschäftigt, ihm und dem Nachwuchs alles recht zu machen.

Der Typ an Lenies Seite bereitete Rics mehr Kopfzerbrechen. Er hatte den Leuten zugewinkt, als wäre er der Bürgermeister. Doch dafür war er zu jung. Lokalprominenz? So oder so, die beiden waren hier keine Unbekannten.

Sie hatte die Tauchstation erst vor wenigen Wochen übernommen. Wenn sie Pech hatte, würde sich ihr Auftritt herumsprechen.

»Die Stadt ist zu klein für jemanden wie dich, genau wie befürchtet«, entfuhr es ihr gepresst. »Pass auf, sonst hast du hier ein kurzes Gastspiel.« Sie stand auf und holte sich eine Flasche Wasser, die sie zur Hälfte leerte.

Rics beschloss, schlafen zu gehen. Sie putzte die Zähne, zog ihr Schlafshirt an und löschte alle Lichter. Mit offenen Augen sah sie in die Dunkelheit. In ihrem Geist spielte sich die Szene im Diner ab. Sie wiederholte sich, mal identisch, mal abgewandelt. Ihre Gedanken wanderten in die Vergangenheit und das Karussell nahm Fahrt auf. Das war nicht hilfreich, verdammt.

Rics öffnete die Nachttischschublade, holte Kopfhörer heraus und wählte die Schlafmeditation auf ihrem Handy. Sie stellte die Lautstärke auf die leiseste Stufe und startete das Programm. Es dauerte dreiundvierzig Minuten. Sie hatte eine Weile gesucht, bis sie etwas mit so einer langen

Laufzeit gefunden hatte. Sie folgte den Anweisungen, sich zu erden und zu atmen. Immer wieder zwang sie die mäandernden Gedanken zurück zu der sanften Stimme und den meditativen Klängen und bemühte sich, bei sich zu bleiben. Bevor die Meditation endete, driftete ihr Bewusstsein davon.

Im Morgengrauen wachte sie auf. Der Wind war abgeflaut. Durch die Schlitze der Läden malte das Licht geometrische Muster auf Boden, Bett und Wand. Innerhalb von Sekunden befand sie sich gedanklich wieder im Diner, diskutierte mit diesem Kerl seinen Umgang mit der Freundin und hörte die Asiatin mit den Gästen über sie reden. Bevor sie gepflegt durchdrehte, sprang sie aus dem Bett, schlüpfte in T-Shirt und Bikinihose und schöpfte sich einen Schwung kaltes Wasser ins Gesicht. Mit den Fingern zog sie die Locs im Bereich der Schläfen heraus, wuschelte durch die Wellen und fasste alles zu einem dicken Zopf zusammen. Zeit für einen Kaffee und ihr Morgenritual.

Mit der Tasse in der Hand öffnete sie die Terrassentür und nahm einen tiefen Atemzug. Barfüßig lief sie hinunter zum Wasser und genoss die leichte Brandung, die über ihre Zehen leckte. Der Sand rann unter ihren Füßen heraus, bis sie in einer Kuhle stand. Am hauseigenen Steg lag das

Boot, das sie mit der Station übernommen hatte, und hüpfte auf den Wellen.

Vor neun Monaten hatte sie in Richport den ersten Tauchausflug gebucht und sich in dieses Fleckchen Erde verliebt. Vor der Küste fand man natürliche und künstliche Riffe und Wracks. Die Tierwelt war vielfältig, die Zahl der Touristen überschaubar – genau ihr Ding. Zu Eric, dem Besitzer der Tauchstation, hatte sie sofort einen Draht gehabt. Eines Abends hatte er von seinen Plänen erzählt, zu seiner Tochter zu ziehen und alles zu verkaufen. Es war ein Lottogewinn. Trotzdem hatte sie gezögert, weil in einer Stadt dieser Größe jeder jeden kannte. Letztlich hatte sie nicht widerstehen können und ihren gesamten Besitz in das Objekt gesteckt.

Die Luft war schon warm. Die Sonne kämpfte sich über den Horizont und streckte die Strahlen aus, um ihre Haut zu streicheln. Es roch nach Salz und Wildheit. Winzige Strähnen rissen sich aus dem Zopf und flatterten um ihr Gesicht, als hätten sie ein Eigenleben.

Rics stellte die leere Tasse in den Sand, damit sie beide Hände frei hatte für ihre Yogaroutine. Sie genoss die warmen Körner zwischen den Fingern und den Zehen und atmete tief, im Einklang mit ihren Bewegungen und im Rhythmus der Wellen.

Anschließend setzte sie sich und blickte hinaus aufs Meer. Das war es, der Sinn des Lebens: Atmen und sich selbst spüren, fest verwurzelt mit der Erde. Die Schönheit der Schöpfung zu sehen und zu fühlen, war genug.